Ex
BIBLIOTHECA
DANIELIS WILHELMI
NEBELII
Philos. & Med. Doct. Med. Chem. & Pharm. Profess.
Publ. & Ord. Heidelberg. Acad. Electoral. Scient.
Theodoro-Palatinæ Socii.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

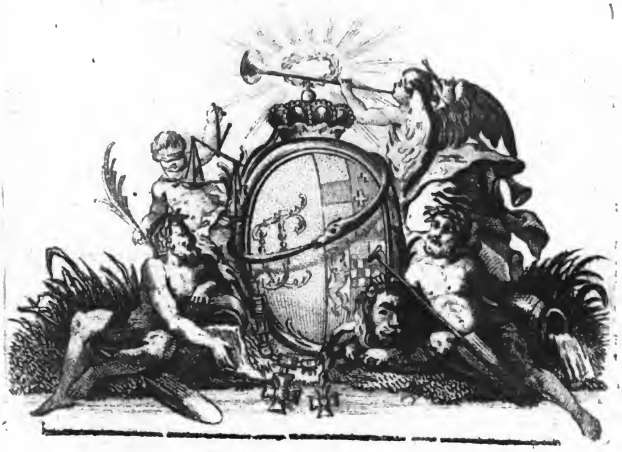
Bemerkungen

der

kuhrpfälziſchen

phyſicaliſch-ökonomiſchen Geſellſchaft,

vom Jahre 1772.



Mit Kupfern.

Mannheim,
Bey C. F. Schwan, kuhrfürſtl. Hofbuchhändler.
1773.

Digitized by Google

BODLEIAN
30 JAN 1955
LIBRARY

RADCLIFFE
OBSERVATORY
OXFORD.

Digitized by Google

Geschichte
der
Gesellschaft
von
Johann David Krämer.

Digitized by Google

Digitized by Google

Geschichte der Gesellschaft vom Jahr 1772.

In der vormjährigen Geschichte der Gesellschaft ist schon die nähere Einrichtung der gesellschaftlichen Büchersammlung vorgekommen. Mit dieser Einrichtung war zwar für die Mitglieder gesorgt, das übrige Publikum konnte aber daraus noch keinen unmittelbaren Nutzen schöpfen. Da man nun inzwischen dahin dachte, sie so allgemeinnützlich als nur möglich zu machen, so bestimmte die Gesellschaft vor die Zukunft zween Tage in der Woche, nämlich den Montag und den Freitag Abends von 5 bis 7 Uhr, an welchen jeder Liebhaber sich in das Zimmer, wo die Büchersammlung aufgestellet ist, hinbegeben, und sich aus dem Katalog ein Buch zum Lesen wählen kann. Der

Aufseher der Bibliothek Herr Kraft erhielte den Auftrag, um diese Zeit bestimmt da zu seyn, jedem mit Bereitwilligkeit zu dienen, zugleich aber auf die erforderliche Ordnung und Stille auch acht zu haben. Die Gesellschaft trug die noch fernere Unkösten des Einheitzens und der Beleuchtung: auch beschloß die Gesellschaft die vorzüglichsten gelehrten Zeitungen, und die in gleicher Absicht geschriebenen Bibliotheken anzuschaffen, um solche hier den Liebhabern unentgeltlich vorlegen zu können. Und sie schmeichelt sich, daß sie durch dergleichen Anordnungen einen zwar nicht so in die Augen fallenden, aber mit der Zeit gewiß zu erhaltenden Nutzen stiften, und die Liebe zu den Wissenschaften in ihrer Gegend allgemeiner machen werde.

Zu einer Modellen-Sammlung wurde dieses Jahr auch der Grund geleget, um

nach

nach und nach die wichtigſte hier im Lande nicht bekannten Ackermaſchinen, oder ſonſt zum Haushaltungsweſen erforderlichen Werkzeuge zu ſammeln, und ſie dem Wißbegierigen zur Prüfung vorzulegen. Zwar iſt die Geſellſchaft überzeugt, daß die meiſte in neuern Zeiten erfundene Ackerwerkzeuge mehr etwas blendendes, als wirklich nützliches haben; ja daß man ſich vielleicht denſelben zu ſehr ergeben, und dadurch mehr in den Ton des ſpielenden und lächerlichen herabgeſunken, als daß man durch ſie dem Ackerbaue in der That aufgeholfen habe. Doch wollte ſie nicht in den entgegengeſezten Fehler fallen, und alle Modelle aus ihrem Geſichts-Kreiſe verbannen. Sie weiß gar wohl, wie vieles noch an den Ackerwerkzeugen zu verbeſſern übrig ſeye, und wird daher jene, die was Vorzügliches an ſich haben,

ben, in Modellen sammeln, um sie dadurch bekannter zu machen.

Ein weit wichtigeres Modell lag der Gesellschaft näher am Herzen, und sie hatte das Glück, schon in dem gegenwärtigen Jahre den Anfang davon zu sehen, nämlich ein Landgut, so ihr eigen gehörte, und nach dem Grundsatz einer vernünftigen Landwirtschaft eingerichtet wäre. Selbst Proben anstellen, und durch Beispiele zur Nachahmung reizen, ist wirksamer als die stärkste Redekunst. Zudem kann eine oekonomische Gesellschaft nicht immer den Verdacht von sich abwälzen, ihre Lehren wären mehr speculativisch, und liessen sich im Großen nicht anwenden: Und eben dieser Verdacht hindert sie, andern ihre Lehrsätze mit Beifall zu empfehlen. Da es aber der einzige Wunsch der Gesellschaft ist, ihren Mitbürgern so bald als möglich nützlich

zu seyn, da ihr nichts traurigeres einfallen kann, als erst nach einem halben Jahrhunderte die Früchte ihres gegenwärtigen Fleisses einärnden zu dürfen, so dachte sie früh darauf, ihre Vorschriften selbst im Großen auszuüben, und ihren Mitbürgern mit einem belehrenden Beispiel voran zu gehen. Sie erkaufte zu dem Ende zu Siegelbach, anderthalb Stunden von Lautern gelegen, ein Bauerngut mit geräumigen Haus- und Wirtschafts-Gebäuden versehen, so 66 Morgen, den Morgen zu 160 Nürnbergischen Ruthen gerechnet, gros ist. Ihre gegenwärtige Kassen-Umstände erlaubten ihr zwar noch nicht, das Gut so wie ihr Wunsch gewesen, gleich selbst anbauen zu können; sie sahe sich genöthigt, es noch auf zwey Jahre in Pacht zu geben: Sie wird es aber zu Anfang des Jahres 1774 selbst antreten, und alsdann

in der Geschichte selbigen Jahres das nähere angeben, wie sie es für das Beste gehalten, das Gut zu bauen.

Doch auch diese zwey Jahre wollte die Gesellschaft nicht müßig vorbey streichen lassen. Viele ihrer Mitglieder hatten theils in Schriften, die ihren Bemerkungen schon einverleibt sind, oder noch darin erscheinen werden, theils auch sonst über die große Nachtheile der Huthweyden in der Landwirtschaft geklagt, und sahen blos in diesen Huthweyden den gar zu geringen Ertrag eines so wenig ergiebigen Ackerbaues, wie er sich in diesem ganzen Oberamte befindet, den man doch in der gesegneten Pfalz billig nicht muthmasen sollte. Mangel an Futter war wohl die Haupturſache, warum man noch hier die Gewohnheit der alten Teutschen, welche mit ihren Heerden

ganze

ganze Strecken durchzogen, um die weitläufigen Gemarkungen zu durchweyden, antrift. Dieſem Mangel an Futter mußte nothwendig abgeholfen werden, wofern man nach und nach die Stallfütterung einführen, und darinn dem Landmanne die Kunſt zeigen ſollte, mehrern Dung zu gewinnen, als das einzige wahre Mittel, den Acker fruchtbar und die Aernden ergiebiger zu machen. Der glücklichſte und ſicherſte Ausweg allem Mangel an Futter abzuhelfen, iſt aber wohl unſtreitig der Kleebau; und dieſen bemühte ſich die Geſellſchaft ihren Mitbürgern auf alle Art zu empfehlen. So ſehr ſie ihn aber ſchon in ihren Schriften empfohlen hatte, ſo wenig wolte ſich der Bauer dieſer Gegend an denſelben gewöhnen. Indeſſen hatte ſie Grund zu hoffen, daß Ermunterungs-Preiſe dieſe ſogenannte Neuerung beliebter

und

und vielleicht schnell allgemein machen würden; und in dieser Hofnung kündigte die Gesellschaft zu Ende des Hornungs sechs dergleichen kleine Preise, blos für die Unterthanen des Oberamts Lautern, und zwar mit Ausschließung aller geistlichen und weltlichen Beamten auch aller Mitglieder an, und ließ ein zur Auskündigung dieser Preise besonders gedrucktes Blat überall austheilen. Den 7 Dec. untersuchte die Gesellschaft die immittelst eingelaufene gerichtliche Zeugnisse über den von einzelnen Landwirten veranstalteten Kleebau, und nachdem sie diejenige sechs Wetteiferer ausgesucht hatte, die sich des Preises am würdigsten gemacht, so theilte sie solche den 21. eben desselben Monats aus. Hans Hisli, Beständer des Drehenthaler Hofs, erhielte den ersten Preis von 4 Dukaten wegen angebauter 10 Mor-

gen

gen rothen Klees, den er wirklich in verschiedenen Aeckern auf seinem Felde hatte. Adam Urschel, von Erzenhausen empfieng für den Anbau von 9 und einen halben Morgen rothen Klees den zweyten Preis von 2 Dukaten. Den dritten, vierten, fünften und sechsten Preis, jeden von einer Dukate bekam, Philipp Homann von Ohlsbrücken, Valentin Schwarz zu Weilerbach, jeder wegen des Anbaues von 5 und ein halben Morgen: Andreas Winter von Weilerbach wegen 3 und einen halben Morgen, und Conrad Herbst von Rodenbach wegen 4 Morgen theils rothen, theils ewigen Klees. Der gute Erfolg dieser Aufmunterungspreise bey den Landleuten bewog die Gesellschaft für das Jahr 1773 abermal eine gleiche Anzahl Dukaten für den Kleebau, und fünf

Dukat-

Dukaten für den Flachsbau in dem Oberamte Lautern auszusetzen.

So gering diese Preise bey den ersten Anblicke scheinen mögen, so haben sie doch die Wünsche der Gesellschaft schon einigermaßen befriedigt; indem sie den Landmann auf einen der wichtigsten Gegenstände des Ackerbaues sehr aufmerksam gemacht haben. Und sie hat Hofnung durch dieselbe sowohl, als durch das Beispiel der Mitglieder, und das Beispiel, so das gesellschaftliche Gut geben wird, den Landmann dieser Gegend unvermerkt auf die erste Quelle des Reichthums und des Seegens, nämlich die Stallfütterung hinzuleiten. Freilich wenn man diese Preise gegen die Preise anderer Gesellschaften hält, und den Werth der Bemühungen darnach abmißt, so muß unsere Gesellschaft unendlich verlieren. Aber der

erste

erſte Grundſatz unſerer Geſellſchaft war, nicht nachzuahmen, ſondern ſelbſt mit eigenen Augen zu ſehen, ſelbſt genau zu prüfen, welches der ächte Weg ſeye, der Landwirtſchaft unſers lieben Vaterlandes aufzuhelfen. Und vermög dieſer Einſicht war der Kleebau die Grundſtütze von allem, was ſich zur Aufnahme der Feldwirtſchaft nur irgend ſagen läſſet; und dem mußte man erſt das Wort reden, ehe man größere Schritte wagen durfte. Stärkere Ermunterungspreiſe aber wären mehr Prahlerei als kluger Aufwand und Nutzen geweſen.

Durch die Manufaktur hatte die Geſellſchaft Gelegenheit den armen Landmann auf eine weit nützlichere Art zu unterſtützen, und ihm in den langen Winterabenden Nahrung und Verdienſt zu verſchaffen. Es iſt aus der Geſchichte des vorigen Jahres bekannt,

kannt, daß das hierzu bestimmte Kapital sich dieses Jahr um 6000 fl. vermehret habe, ausser einem aufgenommenen Kapital von 1000 fl.; so daß also dieß Jahr sich das Hauptkapital an 13000 fl. beliefe. Die hiedurch vergrößerte Spinnerey war ein großer Trost vieler Familien, und eine beruhigende Belohnung für die Gesellschaft selbst, die ihre erste Absicht so glücklich erreicht sahe. Wie nun eine dergleichen Manufaktur sich in unzählige Arbeiten vervielfältiget, so wurden auch immer mehrere Hände damit beschäftigt. Gleich mit dem Eintritte des Frühjahres fand man sich im Stande, die angelegte Garnbleiche beziehen zu lassen, nicht weniger auch die im Manufakturhause aufgerichtete Färberei in den Gang zu bringen. Es war den Umständen gemäs, die Färberei mit der unmittelba-

baren Aufsicht der Manufaktur zu verbinden, indem es bekannt genug ist, wieviel nebst der Schönheit der Farben auf ihre Dauerhaftigkeit ankomme. Schon in dem lezten Monat des vorigen Jahrs hatte man mit der Weberei den Anfang gemacht, und da sowohl an rohem als zubereitetem Garn von allen Gattungen ein ansehnlicher Vorrath sich in den Magazinen befand, so sezte man dieselbe auf zehen Stühle, und machte den Plan sie nach und nach zu vermehren, so wie die Spinnerei wachsen würde. Es gehörte mit unter die Schwierigkeiten bei Anlegung einer Manufaktur in dergleichen Gegenden, wo die Manufaktur-Arbeiten unbekannt sind, daß man eine Art von Pflanz-Schule in der Weberei errichten mußte, um unter der Hand junge Leute nachzuziehen, und die angesessene Weber an solche Arbeiten zu gewöh-

nen. Die Weberei wurde also in das Manufakturhaus verlegt, um der Aufsicht des Werkmeisters näher zu seyn. Desto gewisser hoffet man, binnen wenigen Jahren die Manufaktur-Weberei auszubreiten und allgemein zu machen, um den Einwohner in seinem eigenen Hause mit solchen Arbeiten beschäftigen, und in neuen Verdienst und Nahrung sezzen zu können. Man darf es ohne Schmeichelei anmerken, daß die verfertigte Waaren bei solchen Anstallten gar bald ihre wahre Vollkommenheit erreichen werden: Und es ist keinem Zweifel unterworfen, das ganze Oberamt Lautern werde unter fernerem beglückten Fortgang der Manufaktur von Tage zu Tage den wachsenden Seegen der Arbeitsamkeit seiner Bewohner einärnden, und in seinem künftigen Flor das patriotische Bemühen bekrönen. Der Gesellschaft war es ein

ausneh-

ausnehmendes Vergnügen, da ihr unermüdeter Vice-Präsident, Freiherr von Hautzenberg sich grosmüthig entschlosse, den Manufaktur-Kommißions-Berathschlagungen als Direktor beizuwohnen, und dadurch den Eifer und die Ordnung in den Manufaktur-Angelegenheiten zu beleben.

Was die übrige Einrichtungen der gesellschaftlichen inneren Verfassung anbelangt, so wurde die Gesellschaft in Rücksicht ihrer Einkünfte bewogen, dieses Jahr eine Abänderung in den Gesetzen zu beschließen. Nach den ersten Gesetzen sollte jedes Mitglied bei seinem Eintritte in die Gesellschaft 10. fl. bezahlen, außer dem aber jährlich einen Gulden beitragen. Dieser jährliche Beitrag bei so vielen verstreuten Mitgliedern machte der Gesellschaft viele Arbeit und Beschwerlichkeit. Sie dachte also bald darauf,

solche Arbeiten, die zu keinem Vortheile gereichen, sich zu entladen, um desto ruhiger ihren Hauptgeschäften obliegen zu können. In diesem Betracht beschloß sie nach reiflicher Ueberlegung, den jährlichen Betrag bei den Mitgliedern, die sie vor die Zukunft ernennen würde, aufzuheben, und statt dessen ein für allemal 30. fl. festzusetzen, welche bei dem Eintritte in die Gesellschaft zum Behuf der Kasse zu bezahlen wären. Hier ist das deswegen abgefaßte Gesetz.

„1. Da es mühsam, auch abgelegenen „Mitgliedern fast unmöglich ist, ihre jährliche „Beiträge ohne Nebenkosten zu entrichten, „so ist beschlossen worden, daß jedes neue „Mitglied, so nach diesem Tage aufgenom„men wird, ein für allemal 30. fl. an die „gesellschaftliche Kasse zu bezahlen habe,

2) Den-

„2. Denjenigen Mitgliedern aber, so vor„her aufgenommen worden, in Abtragung „des jährlichen Beitrages aber saumselig „sind, soll diese Saumseligkeit als eine Er„klärung, von der Gesellschaft abzutreten „angerechnet, und sie folglich aus dem „gesellschaftlichen Protokoll und Verzeich„nissen ausgethan werden.

„3. Auch wird die Gesellschaft gern „sehen, wenn alle Mitglieder, die vor die„sem Tage angenommen worden, dieser „neuen Einrichtung sich unterziehen, und „auf ihre bereits bezahlte Gelder soviel „zulegen, bis jene Summe von 30. fl. „vollzählig seye. Also geschlossen in dem „gesellschaftlichen Rathe. Lautern den 27. „Nov. 1773.

Carl Pfalzgraf.

Vorstehendes Gesetz wurde an jedes Mitglied der Gesellschaft, so vor dessen Abfassung erwählet worden war, mit der Einladung übersandt, diese Auskunft zu billigen und durch Vollzähligmachung der bestimmten Summe auf die bereits entrichtete Gelder demselben beizutreten. Den meisten war es angenehm, und erfüllten die Wünsche der Gesellschaft: Sie hoft auch, daß die noch rückstehenden solches ebenfalls genehmigen werden.

In diesem Gesetze war der Ehren-Mitglieder nicht gedacht: man wolte ihrer Freigebigkeit keine Schranken setzen, und hofte, sie würden die gute Sache ohne dieß grosmüthig unterstützen. Da aber verschiedenen die nähere Bestimmung lieber gewesen, so entschloß sich die Gesellschaft auch diesen Punkt zu berich-

richtigen, und ſezte vor die Zukunft folgendes Geſetz feſt.

„ Ehrenmitglieder zahlen bei ihrer „ Aufnahme zur geſellſchaftlichen Kaſſe „ein für allemal fünf und ſiebenzig Gulden. „Lautern den 5ten Aprill 1773.

Carl Pfalzgraf.

Obgleich dieſe nähere Beſtimmung des Beitrags der Ehrenmitglieder erſt in die Geſchichte des Jahres 1773 hätte eingerücket werden ſollen; ſo hat die Geſellſchaft gleichwohl in der Verſammlung vom 5ten Aprill für gut befunden, beide Geſetze nicht zu trennen, ſondern ſie zu gleicher Zeit in der Geſchichte dieſes Jahres bekannt zu machen.

Die dießjährige öffentliche Verſammlung, um den Stiftungstag der Geſellſchaft zu feiern, wurde den erſten September gehalten.

Zwei Jahre hatte sie nun zurück geleget; Jahre der Kindheit, welche die Nachsicht des wohldenkenden Publikums erheischen. Herr Inspektor Krämer eröfnete die Gesellschaft und erzählte die merkwürdigsten Begebenheiten derselben, so sich während dem Laufe dieses Jahres ereignet haben; machte die Mitglieder, welche seit ihrer vorigen Stiftungs-Feierlichkeit in den Privatversammlungen erwählet worden waren, öffentlich bekannt, und kündigte die schon oben bemerkte Ermunterungspreise auf den Klee- und Flachsbau sowohl vor das laufende als das folgende Jahr aus. Herr Inspektionsverweser Herzogenrath las hierauf eine Abhandlung über die Schicksale der Landwirtschaft des Städtchens Otterberg ab, und Herr Pfarr-Vikarius Weber, eine andere von den Strafen, in soweit solche auf den Geist der Ge-

setzgebung und der Polizey einen Einfluß bei der Landwirtschaft haben, und beschloß diese Feierlichkeit mit einer kurzen Rede zum Lobe unsers Durchlauchtigsten Stifters, und einer Ermunterung an die Mitglieder, den Plan der Gesellschaft unverdrossen ausführen zu helfen.

Auser dieser öffentlichen Versammlung hatte die Gesellschaft beschlossen, jährlich den Namenstag unsers Durchlauchtigsten Kuhrfürsten, unter Höchstdessen glücklichen Regierung Künste und Wissenschaften blühen, Schutz und Unterstützung finden, durch eine Rede zu feiern. Hier lagen nicht gedungene Lobreden zum Grunde: Hier durfte man nicht den Landesfürsten, Vater des Vaterlandes öffentlich nennen, in seinem Herzen aber als einen Tirannen verabscheuen, Nein, Seine große Seele, Seine über

unser Lob weit erhabene große Eigenschaften blicken aus Thaten hervor, die nicht öffentlich nur zur Schau ausgestellt, sondern die so in stillen unvermerkt geschehen, und auf einmal den Fremden und den Einheimischen in Bewunderung setzen. Auch erkühnt sich der Bürger aus dem Ueberfluße von Empfindung das Lob seines Landesfürsten von freien Stücken überall auszubreiten; und wir, die wir uns schmeicheln, unsere vorzüglichste Mühe darauf zu verwenden, Bürger des Vaterlandes zu werden; wir, die wir Gelegenheit haben, dieß alles zu sehen; wir, die selbst die stärkste Gnadenbezeugungen genossen; wie konnten wir in unserer Brust die Regungen des Dankes, der Ehrfurcht und einer ewigen Bewunderung verbergen! Herr Riem erhielte demnach den Auftrag, vor dieses Jahr die Empfindungen der Gesell-

schaft

schaft bei diesem feierlichen Tage auszudrükken. Er that es zur Zufriedenheit der Gesellschaft, und zugleich las er eine Beschreibung von seinem erfundenen Ofen ab, welche in dem Jahrgang dieser Bemerkungen gedruckt erscheint.

Nun führet die in diesen Nachrichten gewählte Ordnung dahin, die innere Veränderung, und die neuen Mitglieder der Gesellschaft noch anzuzeigen, welche in dem Laufe des gegenwärtigen Jahres aufgenommen worden. Herr Stadtschultheiß Karmer, ein patriotischer Mann, dem aber seine übrigen überhäuften Geschäfte keine Zeit vergönneten, dem gesellschaftlichen Rath ordentlich beizuwohnen, so wie es die Pflichten eines ordentlichen einheimischen Mitgliedes erfordern, gab seine Einwilligung, ein anderes Mitglied an seine Stelle zu wählen. Herr

Forst=

Forstmeister Witt, bisheriges ausserordentliches Mitglied der Gesellschaft hatte sich ihres Vertrauens am meisten würdig gemacht, und wurde den 15ten Hornung einhellig dazu erwählt, dem gesellschaftlichen Rathe als ordentliches Mitglied beizuwohnen. Sein bisheriger unverdroßner Eifer hat auch die Wahl der Gesellschaft vollkommen bestätigt.

Nach den Gesetzen war die Zahl der ordentlichen auswärtigen Mitglieder eigentlich auf zehen festgesetzt worden, bisher hatte die Gesellschaft aber erst neune ernannt, folglich war noch eine Stelle offen. Diese ofne Stelle besezte die Gesellschaft auch dieß Jahr den 7ten December in der Person des Herrn Administrations-Raths Flad, ordentlichen Mitgliedes der Kuhrpfälzischen Akademie der Wissenschaften, dessen patriotischen Eifer

sie

sie hatte kennen gelernt, und dessen Kenntnisse in der Natur-Geschichte sie vorzüglich zu dieser Wahl bestimmte. Weit entfernt zu glauben, daß bloße Erfahrungen ohne Grundsätze die Landwirtschaft aus ihrem tiefen Verfalle herausreissen könnten, und überzeugt, daß bei den gelehrten Landwirten voriger Zeiten die allzugroße Unwissenheit in der Naturgeschichte und der Naturkunde alle ihre Bemühungen beinahe vergeblich gemacht, war es der Gesellschaft ihr ernstlicher Vorsatz, diese Lücke auszubessern, und ihre Mitglieder auf die Kenntnisse der drei Naturreiche und auf eine gründliche Naturlehre hinzuleiten, welche, wenn sie zum Grunde liegen, erst den Landwirt in den Stand setzen, seine Erfahrungen lichtvoll zu benutzen, und Folgerungen heraus zu ziehen, die nicht so schwankend sind, als die meisten bisher leider waren.

Unter-

Unter die Zahl der Ehrenmitglieder nahm die Gesellschaft den 7ten Jäuner den Freihern von Arsch auf, dessen Kenntnisse in der Landwirtschaft allzu hervorstehend waren, als daß sie nicht seinen Wunsch mit Vergnügen hätte erfüllen sollen. Ein beträchtliches Landgut, mit Schulden überhäuft, dessen Felder in der äusserſten Entkräftung lagen, ist durch seine glückliche Einsicht und durch unermüdeten Eifer schnell verbessert worden. Nun prangt es schon mit herrlichen Früchten, und zeigt den Nachbarn, daß nicht der Boden, nein die übele Behandlungen an den vorigen Fehljahren Schuld gewesen, die das Landgut zu Grunde gerichtet. Hier sieht man schöne Wiesen, welche durch die Wässerung reichliches Futter abwerfen. Hier sind Kleeäcker, die eine beträchtliche Stallfütterung unterstützen. Hier

wird

wird der Mistputtel nicht verschleudert, sondern mit kluger Sorgfalt zur Düngung der Felder angewendet: und so bemüht sich der würdige Besitzer durch alle Klassen dieß Gut in noch größere Aufnahme zu bringen.

Den 5ten May erwählte die Gesellschaft Seine Hochwürden und Gnaden den Freiherrn von Breidenbach zu Bürresheim zu ihrem Ehrenmitgliede; einen Herrn, der den Namen eines ächten Freundes der Landwirtschaft nicht in Worten, nein, in der That selbst trägt. Sein hoher Stand hindert ihn nicht, sich der Landwirtschaft ganz zu widmen, und welche herrliche Früchte muß nicht das Fulder Land von ihm ärndten! Auf seiner Probstei hat er nun seit drei Jahren eine Landwirtschaft nach den wahren Regeln eingeführt. Hier ist schon ein ansehnlicher Kleebau, eine beträchtliche Stallfüt-

fütterung, und dieß alles wird von Jahr zu Jahr vergrößert. Willkommen seyen solche Männer, die ihre Verdienste und Ansehen willig darbieten, die erste aller Wissenschaften, welche unter der Sclaverei und Verachtung beinahe in Vergessenheit gerathen wäre, wieder hervorzuziehen, und zu adeln! Und wie belohnend ist es für eine patriotische Gesellschaft, wenn Männer von solchem Schrot und Korn ihre Freundschaft suchen.

Den 2ten November ließe die Gesellschaft auf hohes Verlangen des durchlauchtigsten Präsidenten, das Patent eines Ehrenmitgliedes Seiner Excellenz dem Herrn Grafen von Goltstein ausfertigen. Seine große Einsichten in Kameralsachen, sein Eifer, mit welchen er sich diesen Geschäften gänzlich widmet, und die gründliche Kenntnisse in der

Land-

wirtschaft selbst waren der Gesellschaft die sichersten Bürgen, sich durch dessen Wahl Unterstützung und Beistand ausgewirkt zu haben. Und gewiß von solchen Herren, die wie Seine Excellenz am Ruder der öffentlichen Geschäften sitzen, muß die Landwirtschaft eigentlich die größte Hülfe erwarten. Man hat meistens den höchst ungegründeten Gedanken, blos von dem Bauer hange die Verbesserung des Ackerbaues ab; man verweiset also Mitglieder einer landwirtschaftlichen Gesellschaft an diesen, und glaubt, mit einem Katechismus von dem Ackerbau seye alles ausgerichtet. Aber das sind gefährliche Grundsätze, bei deren Beobachtung die Landwirtschaft nie aufkommen wird. Heilsame Ackerpollzey-Gesetze sind die Grundstützen eines verbesserten Ackerbaues in dem Staat: und was kann der Bauer dazu bei-

tragen? Was nuzt es, wenn der Bauer weiß, daß der Kleebau der Grundpfeiler des Ackerbaues sey, wenn er sehen muß, daß die Kammeral- und gemeine Schäfereien solchen schon im ersten Jahr unbarmherzig hinweg weyden lassen: nun vergeht ihm der Muth von seiner Kenntniß Vortheil zu ziehen. Was hilft es dem Bauer, wenn er weiß, daß er bei aufgehobener Brache mehr Nutzen aus seinen Aeckern erhalten werde? Hängt es denn von ihm ab, diese Brache eigenmächtig aufzuheben? muß er sich nicht hier den Polizei-Gesetzen unterwerfen? Und muß nicht der Bauer seine Geduld auf dem höchsten Grad treiben, wenn er das Unglück hat, daß Hirsche und Wildprätt unter dem Schutze der Polizei ihm ganz ruhig seine künftigen Erndten hinwegfressen? Und so sind die meisten Gebrechen

der

der Landwirtschaft, Gebrechen, die von den Polizei-Gesetzen unterstützt werden, unter denen der Landmann und mit ihm die Landwirtschaft nothwendig leiden: Und hier kann allein die gesetzgebende Macht Rath schaffen, und die Hindernisse wegräumen. Und wie glücklich ist ein Volk, wenn solches von Männern geschiehet, die mit den wahren Regeln der Landwirtschaft gründlich bekannt sind.

Unter die Klasse ausserordentlicher Mitglieder ernannte die Gesellschaft den 7ten April den Herrn Hauptmann Wohnlich, der seine jüngere Jahre den Kriegsdiensten gewidmet, und sich nun zu Schriesheim ein Guth angekauft hatte, um dort in der Stille das Süße des Landlebens zu genießen. Hier sucht er die richtigen Grundsätze der Landwirtschaft in Ausübung zu bringen,

und es wird ihm nicht fehlen, seine Absichten glücklich zu erreichen. Den 7ten May verband die Gesellschaft zween würdige Männer, nämlich den Herrn geheimen Rath Käiser, und den Herrn Hofrath Weickart mit sich. Ersterer hat sich durch seine Bauern-Physik bekannt gemacht, und lezterer hat darinn die Artickel von den Futterkräutern ausgearbeitet, und besorgt auch seit 1771 und 1772 die Kalender des Fuldaer Landes, die er mit eigener Laune ausfegt, und darin Menschenverstand und nützliche Kenntnisse verbreitet, um solche unter jener Klasse von Menschen bekannt zu machen, deren einziges Buch beinahe der Kalender ist, der gleichwohl bisher die Niederlage und das Archiv von Aberglauben und Dummheit gewesen.

Mit

Mit einem menschenfreundlichen Vergnügen kann man hier die kurze Geschichte jener Verbesserungen mittheilen, deren sich die Landwirtschaft in dem Fuldaischen zu erfreuen hat, und dieses um so lieber, weil die oben angeführten drei Mitglieder den Grundstein hierzu eigentlich gelegt haben. „In „diesem Lande, wo der Feldbau die beträchtlichste und fast einzige Quelle des Nahrungsstandes ist, konnte man das Beispiel „anderer Länder, wo die Oekonomie mit „so rühmlichen Eifer verbessert wird, länger „nicht in einer sorglosen Gleichgiltigkeit „übersehen, ohne eine gewisse Wärme zur „Nacheiferung in patriotischen Herzen zu „fühlen. Seine hochfürstliche Gnaden, „Heinrich der Zweite, regierender Fürst „und Herr empfanden am lebhaftesten die„sen löblichen Trieb, ihre Unterthanen durch

„ Verbesserung des Feldbaues glücklich zu se-
„ hen, und Höchstdieselben sannen lange auf
„ wirksame Mittel, dieses heilsame Vorhaben
„ auf das Beste ins Werk zu setzen. End-
„ lich hatten Höchstdieselben im Jahr 1772
„ aus gnädigsten Zutrauen eine eigene oekono-
„ mische Deputation bestimmet, welche den Ver-
„ fall des Ackerbaues untersuchen, dem Landmann
„ die leichtesten Wege zur Verbesserung an Hand
„ geben, und über alles an Höchstdieselbe den
„ unterthänigsten Bericht erstatten solle. Die
„ Deputation bestand aus folgenden Mitglie-
„ dern 1) Präsident, Seine hochwürden und
„ Gnaden, Freiher von Breidenbach, Ka-
„ pitularherr und Probst zu Holtzkirchen,
„ Ehrenmitglied unserer Gesellschaft 2)
„ Herr geheime Rath und Kanzlei-Direk-
„ tor Kaiser, Mitglied unsrer Gesellschaft
„ 3) Herr Obereinnahms-Direktor Welle,

„ 4)

„ 4) Herr Hofrath und Leibarzt Weikart,
„ Mitglied unsrer Gesellschaft 5) Herr Kam-
„ merrath Eckert, und 6) Herr Kammer-
„ rath Billers. Das dieser oekonomischen
„ Deputation ertheilte Diplom ist vom 15
„ Hornung 1772, und in der Fuldaischen
„ wöchentlichen Polizei-Oekonomie und Zei-
„ tungs-Anzeigen im eilften Stücke abge-
„ druckt erschienen.

„ Die erste und nöthigste Sorgfalt der
„ Deputation gieng dahin, den Beamten so-
„ wohl als den Unterthanen richtige Begriffe
„ einer verbesserten Landwirtschaft beizubrin-
„ gen. Sie schickte also jedem Beamten un-
„ entgeltlich ein Exemplar von der Bauern-
„ Physik des Herrn geheimen Raths Kaiser,
„ eine Reinhardische Abhandlung von Fut-
„ terkräutern, und ein Exemplar der Bernhardi-
„ schen Dorf-Polizei mit dem Auftrage, über

„ lezteres innerhalb einem halben Jahre „ von Paragraph zu Paragraph ein Gutach„ ten oder eine schickliche Anwendung auf „ ihre Ortschaften einzuberichten; und man muß „ gestehen, daß verschiedene ungemein gute „ ökonomische Entwürfe der Deputation in die „ Hände gekommen, wovon sie noch in der „ Zukunft wird Gebrauch zu machen suchen. „ Die Deputation ließ eine eigene Abhand„ lung von Futterkräutern zum Abdruck be„ fördern, und in ein jedes Dorf eine gewisse „ Menge Exemplarien unentgeltlich verthei„ len. „

„ Schon in allen Gegenden des Landes „ merket man einen landwirtschaftlichen Ei„ fer glimmen. Es wurden hie und dort „ mehr Klee, Rangersen, und Rüben gepflanzt. „ Ein verwüstendes Ungewitter hatte im „ Sommer 1772 im Fulderlande 42 Dör-

fer

„ fer betroffen. Man ſuchte ſich dieſes Un-
„ glück auf einer andern Seite zu Nutz zu
„ machen, indem man den Landmann be-
„ wog, die ſonſt faſt unbekannten Rüben
„ auf den verſtörten Kornfeldern zu bauen,
„ wozu man ihm den Saamen gab. Jene,
„ welche ſie ordentlich bauten, empfanden
„ den Nutzen dieſer Wurzeln. Es waren
„ auch ſchon in dieſem Jahre mehr öde Fel-
„ der als ſonſt umgeriſſen, und mit Grund-
„ bieren bepflanzet, ſo daß die Menge die-
„ ſer Erdfrüchte beſonders dem durch den
„ Hagelſchlag verunglückten Landvolke eben
„ zu rechter Zeit den Mangel der Früchte
„ ziemlich erſetzen konnten.

„ Mit Erſtaunen hat man bisher im
„ Lande die ungeheuren Strecken von Wü-
„ ſteneien und Huthweyden unbearbeitet lie-
„ gen geſehen. Der arme Hüttner muß

„ wie der Bauer gleichen Antheil an den auf
„ solchen Gemeinheiten haftenden Beschwerden
„ tragen, und der Bauer hat doch allein den
„ Genuß davon, da er sie allein mit sei-
„ ner Heerde Vieh verwüsten lässet. Hier ka-
„ men nun aus vielen Dörfern die von
„ der itzigen Zeit besonders vom Hunger ge-
„ drückte Hüttner haufenweis zur Deputa-
„ tion, und verlangten eine Theilung der
„ Huthweyden, welche sie fruchtbar machen
„ wollten. Man suchte die damit unzufrie-
„ dene Bauern theils durch wohlmeinende
„ Vorstellungen, theils durch andere Mittel
„ zur Einwilligung in diese Theilung zu
„ bringen. Die Huthweyden sind also schon
„ in verschiedenen Dörfern unter Aufsicht
„ der Deputation durch einen Feldmesser in
„ gleiche Theile getheilt worden, mit dem
„ Bedinge, daß jener seinen Antheil ver-

„ lie-

„ lieren solle, welcher selbigen binnen dreien
„ Jahren nicht wird gebauet haben. In
„ manchen Dörfern hat der Antheil an Wü-
„ steneien, welche in Wiesen und Felder zu
„ verändern sind, einem Dorfnachbar so viel
„ getragen, daß seine Hütte in einigen Jah-
„ ren 3 bis 6 mal soviel werth seyn kann,
„ als sie dermalen ist. Dieses Theilungswerk
„ ist noch immer bei der Deputation eine
„ der grösten Beschäftigungen. „

„ Man hat aber unterdessen nicht ge-
„ säumt, auf die Vermehrung des Futterbau-
„ es besonders zu denken. Zu dem Ende
„ schafte sich die Deputation einen Vorrath
„ von guten Futtersaamen an, damit ihn
„ der Landmann gut und ohne Wucher des
„ Verkäufers erhalten möge. Man wußte
„ auch wohl, was Beispiele zur Ermunterung
„ des Landmannes vermögen: dahero wolte

„ die

„ die Deputation in Vermehrung des Fut-
„ ters und überhaupt in einer gut einge-
„ richteten Landwirtschaft den Vorgang ma-
„ chen. Seine hochfürstliche Gnaden übet-
„ gaben dem oekonomischen Fleisse dieser Ge-
„ sellschaft ein bisher verpacht gewesenes,
„ drei Stund von Fuld gelegenes Domai-
„ nen-Gut. Von 300 Morgen Feld wa-
„ ren etwa 100 im Anbaue, und von 50
„ Morgen Wiesen wurden keine 20 Fuder
„ Heu gemacht. Weiter braucht man nichts
„ zu erinnern, um die Welt zu überzeugen,
„ daß für die Versuche eines auf die Ver-
„ besserung denkenden Oekonomie-Kollegiums
„ hier viele Gelegenheit war; man wird in
„ einigen Jahren die Früchte ihres Fleisses
„ berechnen können. In andern Gegenden
„ unterläßt man auch nicht Vorgänge von
„ oekonomischen Verbesserungen zu machen.„

Un-

Unter die Klasse der ausserordentlichen Mitglieder erwählte die Gesellschaft den 4ten August den Herrn Kanonicus Jett, einen Mann, der sich bei seiner Probstei ein Geschäft daraus machen wird, die Landwirtschaft in mehrere Aufnahme zu bringen. Endlich zählet Sie seit dem 16ten November den Herrn Rath Falk, und seit den 7ten December den Herrn Sekretär Klein, unter ihre Mitglieder, Männer, die sich der Landwirtschaft zum Theil widmen, und sich mit ihren Grundsätzen bekannt gemacht haben, zum Theil aber sich um das landwirtschaftliche Verdienst bemühen werden.

Namen und Würden der Mitglieder des Jahrs 1772.

Ordentliches einheimisches Mitglied.

Herr Johann Willhelm Witt, hochgräflich Leiningischer Forstmeister den 15ten Februarius.

Ordentliches auswärtiges Mitglied.

Herrr Johann Daniel Flad, Kuhrpfälzischer Administrationsrath, und ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften. den 7ten December.

Ehrenmitglieder.

Herr Johann Nepomuck Freyherr von Visch, Hauptmann der Kuhrfürstlichen Schweizer-Leibgarde. den 7ten Jenner.

Se. Hochwürdige Gnaden Herr Lotharius Frey-

Freyherr von Breidenbach zu Bürresheim, des hohen Domstifts zu Fuld, Kapitular, und Probst zu Holzkirchen; Sr. hochfürstlichen Gnaden zu Fuld Kammer = und Forstpräsident ꝛc. ꝛc. den 5ten Mai.

Se. Excellenz der hochgebohrne Herr Johann Ludwig, des heil. röm. Reichs Graf von Goltstein, Sr. Kuhrfürstlichen Durchlaucht Kämmerer und geheimer Rath, des hohen St. Huberti Ordens = Ritter; Statthalter in Gülich = und Bergischen Landen, und Oberamtmann zu Geilenkirchen und Randerath. den 2ten November.

Auswärtige Mitglieder.

Herr Wohnlich, Hauptmann unter dem Holländischen ersten Nassauischen Regiment. den 7ten April.

Herr

Herr Johann Eberhart Kayser, hochfürstlich Fuldaischer geheimer Rath und Kanzleydirektor. den 5ten Mai.

Herr Melchior Adam Weickart der Arzeneiwissenschaft Doktor, hochfürstl. Fuldaischer Hof- und Leibarzt, der Kaiserlichen Akademie der Naturforscher und der Kuhrmainzischen Akademie zu Erfurt Mitglied. den 5ten Mai.

Herr Jett, Kanonikus und Prokurator des Stift zu Pfaffenschwabenheim. den 4ten Auguft.

Herr Johann Philipp David Falk, freiherlich Dalbergischer Rath und Konsulent. den 16ten November.

Herr Klein, der Niederösterreichischen Kaiserlichen Regierung Sekretarius zu Freiburg. den 7ten December.

Abhandlungen

Digitized by Google

Digitized by Google

Von den

Ursachen des öftern Wein-Mißwachses, oder mindern Vortheils aus dem Weinbau,

und von

einigen allgemeinen Mitteln, denselben möglichst zu vermindern.

von

Georg Heinrich Storck.

Das Lob, welches der Landwirtschaft gegeben wird, ist vollkommen gegründet. Ihr ausgebreiteter Nutzen

Digitized by Google

für einen ganzen Staat vom Regenten an, bis zum unbemittelsten Unterthanen, erhebt mit Recht die Denkungsart eines edelgesinneten Mannes zu Lobsprüchen über dieselbe, welche die Wahrheit heiliget und schätzbar macht. Es ist durch die sichtlichste Erfahrung wahr: Die Landwirtschaft ist ohne Zweifel die erste und natürliche Quelle aller Reichthümer, und des daher kommenden Wohlstandes, und der daraus fliessenden Achtung eines Landes, auch bei Auswärtigen. Sie schaft dem Einwohner seine nothwendige, selbst seine vergnügende Nahrung; sie verursacht, daß er sein Geld behält, und von aussen Geld bekommt, wodurch der Reichthum sich mit Adlersflügeln in die Höhe hebt, und über das Ganze sich ausbreitet.

Ich sage dieses von allen Zweigen der fruchtbaren Landwirtschaft, und begreife darunter

den

den Ackerbau, die Viehzucht, den Wiesenbau, die Garten- Bienen- Obst- und Holz - Pflege, nebst allen Nebenästen dieser Hauptzweige. Ich zähle aber auch dazu den Weinbau. Alle Menschenfreunde wundern sich mit mir, warum man diesen Haupttheil der allgemeinen Oekonomie oder Haushaltungs-Wissenschaft, ich meyne den Weinbau, in den ökonomischen Schriften, mit welchen in neuern Zeiten die Buchläden vollgefüllt werden, vernachläßiget siehet. So vieles in den ökonomischen Schriften zum Vortheil und zur Verbesserung der eigentlichen Landwirtschaft im engern Verstande und sonsten zur Aufrichtung und Ausbesserung der Staats- und Privat-Oekonomie anzutreffen ist, so wenig wird man vom Weinbau darinnen vorfinden. Braucht derselbe etwan keiner Verbesserung? Ist er so unwichtig, daß er keine Aufmerksamkeit verdient?

Oder ist er keiner Verbesserung mehr fähig? Oder sind die Schwierigkeiten in Verbesserung desselben größer, als bei dem Ackerbau, und andern ökonomischen Zweigen? Ich denke, keines von diesen allen; wenigstens muß unser Muth in Ansehung der leztern nicht erliegen, den Weg zu öfnen, und so viel wir können, zu bahnen. Oder wohnen etwan diejenige Schriftsteller, welche bisher von der Oekonomie geschrieben haben, so weit von den Weinländern entfernt, daß sie keine Wissenschaft vom Weinbau haben konnten, oder ihre Landesleute, darinnen zu belehren, nicht nöthig hatten. Ich möchte dieses leztere vor die vornehmste Ursache dieser Vernachläßigung des Weinbaues in den neuesten ökonomischen Schriften halten.

Wenn die Bewohner der Weinländer so freygebig würden gewesen seyn, ihre ökonomi-

sche

sche Kenntnisse in ihrem Theil durch den Druck gemein zu machen; oder wenn sie so leicht dazu gebracht würden, wie die eigentliche Landwirte, ihre Erfahrungen und Vorschläge drukken zu lassen, wovon sie, ich weiß nicht was, zurück hält, so würden wir ohne Zweifel so vieles von Verbesserung des Weinbaues als der Landwirtschaft lesen, und vielleicht auch schon durch gesamlete Erfahrungen viel weiter darin gekommen seyn.

Was nun auch hier die wahre Ursache seyn mag, so ist doch so viel im Ganzen wahr, daß der Weinbau in Wahrheit ein sehr beträchtlicher Theil der Oekonomie sey. In dem grössesten Theil der Pfaltz, daß ich nur von den westlichen Gegenden Teutschlands rede, fast am ganzen Rhein, an der ganzen Mosel, an dem besten Theil der Noh, ꝛc. ist der Weinbau das Haupt- und an verschiedenen Gegenden

und Ortschaften, so gar das einzige Nahrungs-Mittel des Einwohners. Er erzieht wenig oder kein Getraide, und in seinen gebirgigen Gegenden kan er solches oft auch nicht einmal erziehen, wenn er schon wolte; er erwirbt nichts aus der Viehzucht, nichts aus Manufacturen oder Fabriken; der Weinstock allein nährt ihn und seine ganze Familie. Und das sind doch große und überaus volkreiche Landschaften. Der Weinstock giebt nicht nur dem Bewohner dieser Weinländer und seinen Nachbaren in der Nähe und Ferne einen edlen, gesunden und stärkenden Trank, er bringt auch, wo ihn der HErr segnet, eine sehr in die Augen fallende Summe Geldes ins Land. Es ist daher ein allgemeines und durch die Erfahrung richtig gefundenes Sprichwort bei uns: Wenn der Wein mißräth, so muß der Landmann borgen, oder sich in seinem eigenen Fette verzehren.

ren. Fehlet der Weinstock, so ist der Weinmann arm, er macht auch den benachbarten Landmann mit arm, weil dieser die Producte seines Fleißes nicht vor baar Geld anbringen kan. Ist der Weinstock gesegnet, so hat der Weinmann, der Bauer und der Handwerksmann Geld, und dem Fürsten fließen wichtige Schätze der Holländer und der Niedersachsen in die Casse. Da sich also so viele 1000 Menschen vom Weinstock erhalten, und derselbe, wenn er gesegnet ist, ein kaum zu glaubendes Capital geschwind einbringt, (ich weiß mäßige Oerter, deren jedes in einem guten Wein-Jahr 30000 Rthl. baar Geld vor Wein eingezogen hat,) so wird ohne Zweifel niemand die Wichtigkeit dieses ökonomischen Zweiges leugnen.

Ob der Weinbau einer Verbesserung fähig, und ihm solche nöthig sey, das lehret der Au-

genschein, und dieser saget uns, daß hier allerdings sehr viel zu verbessern sey. Jedoch einzelne Personen können ohnmöglich diesen edlen und schäzbaren Nahrungs-Zweig in allen seinen Theilen, wie es sich gebühret, bearbeiten, und die nöthige Verbesserungen in Uebung bringen. Es gehören zusammengebrachte Erfahrungen, es gehöret eine Gesellschaft dazu, um diesen ökonomischen Theil so nuzbar zu machen, als er es werden kan.

Die Weinleute verdienen eine gedoppelte Aufsicht und Aufmerksamkeit. Sie schaffen überaus hervorleuchtenden Nutzen vors gesamte Land, und selbsten sind sie mehrentheils die armseligsten Unterthanen des Staats. Bei allen Haufen Geldes, welche sie jezuweilen auf einmal einziehen, und womit sie das Land bereichern, sind sie nach dem grösten Theil betrachtet, vor sich geplagte und arme Leute.

Sie

Sie quälen ſich mit unzähliger Mühe faſt das ganze Jahr durch, weil ſie zu keiner ihrer Arbeiten die Kraft des Viehes brauchen können, ſondern alles ſelbſt verrichten müſſen; und doch haben ſie oft zu Ausgang des Jahrs nichts, wovon ſie mit den Ihrigen leben. Der Wein iſt mißrathen: Sie fangen an, und borgen, um Kleidung, Brod, Pfähle, Dung, Stroh, Gemüß ꝛc. zu kaufen. Einige Zeit thut dieſes gut, auf Hofnung des künftigen Herbſtes. Aber der Wein iſt wieder nicht gerathen. Es gab etwas, aber das war ſchlecht und kein Kaufmannsgut. Etwas davon nimt der Einnehmer weg, etwas davon muß der Weinmann an die Landwirte verkaufen, um die quälende Borg-Schulden in etwas zu tilgen, und ſich neuen Credit zu verſchaffen. Nun hat er wieder nichts, wovon er das Jahr durch leben könnte. Er borgt aufs neue, behilft ſich elend

mit

mit den Seinen in Essen und Kleidung, und die Hofnung des dritten Jahrs erhält ihn noch. Doch auch alsdann ist noch kein Weinjahr. Hunger, Elend, da er nichts mehr geborgt bekommt, schwere Abgaben, wovon ihm wenig oder nichts nachgelassen wird, ruiniren ihn völlig. Die ganze Gemeinde nimt nun Geld auf, um die nöthigsten herrschaftlichen Abgaben für die einzelne Glieder aus der Gemein-Casse zu bezahlen. Auf diesen Fuß häufen sich die gemeine Schulden zu unzahlbaren Summen auf, und die ganze Gemeinde und der Privatmann wird arm. Das ist das ächte Gemälde sehr vieler Ortschaften in vielen Wein-Gegenden. Solten wir diese arme Menschen nicht bedauren, welche vor ihre schwere Mühe von Mangel und Schulden wechselsweise gequälet werden? Sollen wir nicht aus Menschlichkeit auf alle mögliche Mittel sinnen, ihnen

ihren

ihren Zustand so viel es seyn kan, zu erleichtern? Solten wir nicht uns Mühe geben, diese gutgesinnete Leute, so viel möglich ist, zu unterstützen, und ihren Zustand auf alle Weise zu verbessern? Zumal da es ausser Zweifel ist, daß ausser ihrer eigenen wissentlichen Schuld so oft Mißjahre im Weinwachs entstehen. Die Erfahrung sagt es: Daß meistentheils in 10 Jahren kaum 2 gute Weinjahre vorkommen, die übrigen 8 aber entweder gar Fehljahre seyen, oder doch nur einen geringen Wein bringen, der kein Kaufmanns-Gut ist, wodurch also auch kein Geld ins Land kommt, sondern der allenfalls im Lande selbst vertrunken wird.

Woher kommen denn aber diese öftere Fehljahre im Weinbau, mögen wir billig fragen, da im Getraidebau unter 10 Jahren kaum 2 Fehljahre entstehen? Läßt GOtt nach vorsätzlicher Weißheit weniger Wein wachsen, weil

er

er zur Erhaltung des Lebens seiner Geschöpfe auf Erden nicht so nothwendig ist, wie die Getraide-Arten? Oder was ist sonst die Absicht seiner weisen Haushaltung in diesem Stück? Wir wollen dieses dermalen nicht untersuchen; wir fragen aber, deucht mich, bei dem allen nicht ohne Ursach: Sind nicht etwan die Bauarten, sind nicht etwan die Nachläßigkeit der Menschen in Besorgung des Weinstoks und in Wegräumung vieler Ursachen des öftern Wein-Mißwachses eine Miturſache, daß der Weinstok so wenigemal seine natürliche Fruchtbarkeit äussern kan, und giebt es nicht menschliche Mittel, diese so oft erscheinende Unfruchtbarkeit des Weinstoks, wo nicht aufzuheben, doch wenigstens zu mindern, oder sie doch allenfals vor die Weinleute erträglicher zu machen, ohne Gott in seine weise und gerechte Haushaltungs-Kunst unverständige Eingriffe zu thun?

So

So viel ersehen wir leicht, daß es durchaus nicht, weder auf dem Willen, noch auf der Macht, noch auf dem Fleiß und der Vorsicht, noch auf der Kunst der Menschen beruhe, allen Mißwachs vor alle Jahre abzuwenden, oder alle Jahr vielen und guten Wein zu erbauen. Bei dem Weinbau hängt gar zu offenbar die Güte und Menge des Weins von der ihm eigenen, erforderlichen günstigen Witterung ab, und wer unter den Bewohnern der Erde hat diese in seiner Gewalt, und wem wäre sie unter den Sterblichen auch nütz, weil er sie nicht gebührend zu mäßigen oder abzuwechseln verstehet?

Allein, daß doch auch die Klugheit und Vorsicht der Menschen und gehörige hieher passende öffentliche Anstalten den gänzlichen Mißwachs vielmalen wehren, oder denselben wenigstens minder schädlich machen können, dessen

bin

bin ich völlig überredet. Ich will meine Gedanken darüber frey sagen, und, ob ich gleich diese Materie noch lange nicht vollständig entwickeln werde, doch geübten, erfahrnen, und Naturkündigen Weinleuten dadurch zu weitern Erfahrungen und Beobachtungen, zu möglichster Wegräumung derer verschiedenen Ursachen des Weinmißwachses, wie auch zu möglichst bester Nutzung des Weins Anleitung, und zur Bekanntmachung ihrer Bemerkung eine Ermunterung geben. Es wird mir ein menschenfreundlich Vergnügen seyn, wenn meine Gedanken über diese Sache, eine Gelegenheit zur Verbesserung des Wohlstandes so vieler Länder und Menschen seyn werden.

Wenn wir aber den so oft vorkommenden Weinmißwachs, oder überhaupt das Unglück des Weinmanns mindern, oder solches weniger verderblich machen wollen, so müssen wir

nach

nach physikalischer Verfahrungsart zuvorderst auf die Ursachen desselben sehen. Diese aber liegen, theils in der allzugroßen Menge der Weingärten und in der oft übelgewählten Lage derselben, theils im Verfrieren des Weinstocks im Winter, theils im Verfrieren und in dem langsamen Trieb des Weinstocks im Frühjahr, theils in dem Abfallen der Blüte, der Börkel und der Träubgen, theils in der Unreife der Trauben und des Holzes am Weinstock, theils in der schlechten Wirtschaft mit dem Wein überhaupt, alsdann wenn er wohl geräth sowohl, als wenn er minder gut gerathen ist. Ich will einen jeden dieser Umstände nach meiner jetzigen Absicht nur in etwas und im Allgemeinen beleuchten, und vielleicht zu andern Zeiten eine jede dieser Ursachen näher aufzuklären suchen.

I. Die allzugroße Menge der Weingärten, verursacht

„ 1. Wie uns die Erfahrung lehret, den
„ Schaden manchmal, daß der Vorrath des
„ Weins bei guten Jahren verhältnismäßig zu
„ groß, und der Wein dadurch unter seinem
„ wahren Policeyanschläglichen Werth wohl-
„ feil wird. Daher kommt es, daß in sehr
„ guten Jahren der Weinmann oft von aller
„ seiner Menge weniger Nutzen hat, als in
„ mittelmäßigen Jahren von einem geringern
„ Vorrath. In dem 1762 Jahr war der
„ Ueberfluß des Weins so merklich, und die
„ Fässer so theuer und selten, daß viele ihren
„ Wein aus den Bütten trinken mußten, und
„ ein lediges 6 Ohmiges Faß 10 Rthl. und
„ wenn es mit Wein gefüllt war, nur 30 Rthl.
„ im Anfang, und also 6 Ohm Wein, der
„ doch sehr gut war, nur 20 Rthl. kosteten;
„ und folglich konnte der Weinmann 3 Fuder
„ verkaufen, ehe er so viel Geld zusammen

„ brach-

„ brachte, als er ſonſt in mäßigen Wein-Jahren
„ nur vor ein Fuder bekommt; und doch muß-
„ te hie und da der Arme und der Mittelmann
„ zu Beſtreitung ſeiner Nothwendigkeiten vor
„ der Zeit verkaufen. Der damalige auſſeror-
„ dentliche nnd gar nicht vermuthete Ueberfluß
„ war alſo, nach der Wahrheit zu urtheilen,
„ dem mehrern Theil der Weinleute kein voll-
„ ſtändiger Segen.

„ Doch dieſem nur ſelten ſich ergebenden
„ Umſtand wird ein wohlhabender und achtſa-
„ mer Weinmann leicht ſelbſt abzuhelfen, und
„ ihn in ſeinen wahren Nutzen zu verwandeln
„ wiſſen; und auch einige vernünftige einem
„ jeden Land und Ort angemeſſene öffentliche
„ Einrichtungen, ſowohl in Anſehung des
„ Wein-Vorraths, als der Fäſſer und anderer
„ hier vorkommenden Umſtände, werden auch dem
„ armen oder Mittelweinmann, als welche am

„ mehrſten dabei leiden, ſeinen Segen leicht-
„ lich zu mehrerm Gedeyhen fördern können. „

Ich betrachte daher die allzugroße Menge der Weingärten als ſchädlich auf einer andern Seite. Durch allzugroße Menge der Weingärten nemlich, die auf manchen Gemarkungen faſt alles Land einnehmen, verſperrt ſich

„ 2. Der gröſſeſte Theil der Einwohner der
„ Moſel- Noh- und Rhein-Gegenden die übri-
„ ge nöthige Nahrungs-Wege, oder macht
„ ſich dieſe ſowohl wie den Weinbau ſelbſt, da-
„ durch weniger nuzbar. Er bepflanzt aus
„ übelangebrachter Gewinnſucht und ökonomi-
„ ſchem Unverſtand alles mögliche Land um ſich
„ herum mit Weinſtöcken. Wo ein nur einiger-
„ maßen ihm dienlich ſcheinendes Flekgen Land
„ iſt, das beſezt er mit Weinſtöcken, die Lage oder
„ der Boden mögen dazu tauglich ſeyn oder
„ nicht. Er raubt ſich alſo ſelbſt das benöthig-

„ te

„ te Land zu Getraide, Gemüß und Wieſen,
„ die er doch zu ſeinem Weinbau ſelbſt noth-
„ wendig bedarf, und in ſeiner dermaligen
„ Verfaſſung ſo oft mit Schulden kaufen muß,
„ zum mehrern Theil vors ganze Jahr. Fehlt
„ der Weinſtock, ſo iſt er daher von allen Nah-
„ rungs-Mitteln entſezt. Würde er aber ei-
„ nen hierzu ſchicklichen Theil ſeiner Weingär-
„ ten in Aecker und Wieſen verwandeln, ſo
„ würde er, wenn ſchon der Wein fehlete,
„ doch noch mit den Seinigen zu leben haben;
„ bei einem guten, ſelbſt auch ſchon bei einem
„ mittelmäßigen Weinjahr aber, wenigſtens
„ den gröſſeſten Theil ſeiner Wein-Ausbeute
„ als klaren Profit zurücklegen. Zumal da
„ er wirtſchaftlich, den ihm ſo nöthigen und
„ ſchäzbaren Dung ſich zu verſchaffen, die
„ Mittel erhielte, und ſolchen gehörig einzu-
„ theilen, und nicht zu zerſtreuen durch Bei-

„ spiele angeführet werden könnte. Es fällt
„ mir hier ein, ob nicht auch der Kalk auf sei-
„ ne erforderliche Art zubereitet, in seiner ge-
„ hörigen Menge und auf sein schickliches Erd-
„ reich gebracht, und mit andern Dungarten
„ abgewechselt, dem Weinstock zu einer Dung-
„ art zuträglich seyn könnte, so wie er zum
„ Korn, Haber, Erbsen, Grundbieren, Wie-
„ senbau ꝛc. zu einem ausnehmenden Segen in
„ vielen Gegenden, besonders auf dem Hunns-
„ rick geworden ist. Wäre dieses, wie es denn
„ unter den gehörigen Vorsichten und Ein-
„ schränkungen nützlich seyn könnte, so würde
„ ohne Zweifel der Weinmann, dem das Dün-
„ gen allemal in allen Absichten so kostbar ist,
„ davon einen gar bald in allerley Aussichten
„ merkbaren Vortheil einernden. Man hat
„ die Probe damit machen wollen; man muß
„ es aber nicht bei einer Probe beruhen lassen,

„ um

„ um zu erfahren, ob der Kalk sowohl dem
„ Weinstock als der Güte des Weins vorträg-
„ lich sey. Durch das allzuhäufige Anpflan-
„ zen der Ebenen oder Marken, und der schlech-
„ ten Lagen und Erdreiche mit Weinstöcken
„ schadet sich

„ 3) Der Weinmann offenbar auch in Absicht
„ auf die Güte des Weins. In den Ebenen
„ oder Marken werden die Trauben selten ge-
„ hörig und niemalen mit den Bergtrauben
„ zu gleicher Zeit reif, und dennoch werden die
„ Mark-Weingarten mit den Weinbergen zu
„ einerlei Zeit gewöhnlich gelesen. Die er-
„ stern geben daher jederzeit einen verhältnis-
„ mäßigen saurern oder geringern Wein als
„ die leztere. Aus dieser Ursache bekommt
„ ein Ort von einem Jahr zweierley Wein;
„ nur gar zu oft werden alsdann die Berg- und
„ Mark-Weine miteinander vermischt, und

„ dieſes bringt nur gar zu bald einen Ort um
„ ſeinen guten Ruf in Abſicht der Güte ſeiner
„ Weine, und vertreibt die Weinhändler zu
„ offenbarem Schaden der Eingeſeſſenen. Ich
„ will nicht berühren, daß der naſſe ſowohl als
„ trockne Wolf den Mark-Trauben mehr als
„ den Bergtrauben gefährlich iſt, wodurch die
„ Güte des Weins, ſelbſt auch mehrmalen die
„ Menge des Weins ſichtlichen Schaden lei-
„ det. Das allzuhäufige Anpflanzen der Wein-
„ gärten in den Ebenen, trägt nebſt dem
„ 4) Selbſt zum Mißwachs des Weins das
„ ſeine offenbar bei. In den Ebenen bleibt
„ das Waſſer überhaupt, deſſen Ueberfluß dem
„ Weinſtock und den Trauben allemal ihrer
„ Natur nach ſchädlich iſt, beſonders vom Nov.
„ bis in den May, weil es keinen Ablauf hat,
„ ſtehen. Daher verkalten durch den, dem
„ Weinſtock am mehrſten ſchädlichen naſſen

„ Froſt

„ Frost, entweder die Weinstöcke, oder sie
„ versaufen; oder es verderben dadurch Blüt und
„ Trauben gar leicht; oder der Boden bleibt
„ fest, daß die Sonne nicht gehörig zur Läu-
„ terung der Säfte hineinwirken kan; oder die
„ Stöcke schiessen zu viel ins Holz, sie behal-
„ ten zuviel unverdünnte Feuchtigkeit, die Trau-
„ ben können nicht gehörig gähren und rei-
„ fen, und bringen daher nach einer offenba-
„ ren Erfahrung mehrentheils nur einen gerin-
„ gen Wein. Aus dem, was ich bisher ge-
„ sagt habe, folget deutlich genug, daß man
„ die nachfolgende ökonomische Vorschläge nicht
„ als unbedeutend anzusehen habe.„

Der Weinbau sollte, soviel möglich ist, und die Umstände eines Landes oder Ortes nur immer zulassen, nur auf die Berge und Hügel eingeschränkt werden. Bachus amat colles. In gebirgigen Gegenden sollen durchaus keine

Weingarten in den Ebenen geduldet, sondern dieselbe alle zu anderweitigem ökonomischem Gebrauch verwendet werden. In großen Ebenen, die sonst zum Weinbau tauglich sind, solten die schicklichste abhängige Gegenden, und übrigens nur ein gehöriges nach der Beschaffenheit des Orts und der Nahrung desselben verhältnismäßiges Antheil Landes zu Weingarten vergönnet, und auch da eingeführet werden, die Stöcke weit von einander zu setzen, daß Luft und Sonne freie Wirkung auf den Weinstock haben, und der Raum zwischen den Reihen noch zu verschiedenen Arten dem Weinstock unschädlichen Gemüses, z. E. der sogenannten Steckrüben, wie an der Mosel an etlichen Orten ohnbeschadet des feinsten Weins, welchen sie erziehen, geschiehet, genuzt werden könnte, wobei zugleich die Reihen, worinnen die Weinstöcke stehen, aufgehäuft, und die Weingärten mit Graben

zum

zum Ablauf des überflüßigen Wassers versehen werden könnten. Man darf nicht befahren, daß bei dieser vernünftig- und nach den Umständen eines Ortes oder Landes eingetheilten Einschränkung der allzuvielen und schlechtern Weingarten, nicht Wein genug vor die innere Landes Consumtion würde übrig bleiben: denn die öfters als die gute Jahre vorkommende geringere Weinjahre, in welchen der Weinhändler den Wein zum Handel nicht abnimmt, werden allemal soviel Vorrath an Wein im Lande liefern, daß daran kein Mangel seyn wird.

Der Weinstock, der einen feinen und gesunden Wein geben soll, liebet einen seinem specifischen Wachsthum angemessenen lockern, und verabscheuet allen festen dichten Boden. Wer Weingärten in leimigten Boden, der wegen seiner Dichtigkeit weder gehörige Luft noch Wärme zuläßt, anpflanzen will, der kan sich Rechnung

nung machen, daß er einen ſchlechten oder ungeſunden Wein erhalten werde, es müßte denn ſein Weingarten in einer guten erforderlichen Lage an jähen Bergen liegen, oder er müſte denn bei einer abhangenden Lage denſelben durch fleißiges Bearbeiten, Düngen oder durch Zuſetzung von ſolchen Materialien, welche den Zugang der Sonne und der Luft erleichtern, lokker zu machen ſuchen. Denn es iſt kein Zweifel, daß nicht ein Boden, der Anfangs zu Weinſtöcken untauglich war, durch Bearbeiten, Düngen, kleine Schieferſteine ꝛc. zumal wenn die Setzlinge übrig tiefe Gruben bekommen und ſolche mit Waſen und gutem Grunde ausgefüllt werden, zu einem nuzbaren Weinberge ſolte können zubereitet werden, ſo fern anders ſeine Lage gut iſt. Unterdeſſen bleibet es doch allemal wahr, daß der Schieferboden, oder, der nach der Verweſung oder Verwitterung des

Schie-

Schiefers zurück bleibende schwarz und fett aus-sehende Boden, ohne Zweifel der vorzüglichste zu Weinstöcken, welche einen feinen und gesunden Wein geben sollen, zu erwählende Boden sey.

Die Lage der Weinberge in Norden, wobei die übrige Himmels-Gegenden frei sind, daß die Weinberge den ganzen Tag von Aufgang bis zum Niedergang Wind und Sonne haben, jedoch vor dem Nord- oder Nord-Ostwind beschirmt liegen, ist in allen Absichten die glücklichste. Diese vorzügliche Lage hat der Braunenberg zu Dusemond in der Grafschaft Veldenz, der allerdings von dem besten Mosler Wein geben würde, wenn nicht die Habsucht unter der Hand an statt der Rißlinge allzuviele Klemberger anpflanzte, welche zwar vielen, und auch süßen Most, aber keinen starken, dauerhaften, schmackhaften oder gährenden Wein geben. Die Rüdesheimer am Rhein, die Tra-

bener

bener und Winninger an der Mosel haben an einigen Bergen eben diesen Vorzug von der Natur erhalten. Liegt der Weinberg in halb Osten oder halb Norden, und sonst in gehörigen Bedeckungen, so ist seine Lage nicht zu verwerfen. Weinberge, die im Mittage oder Westen liegen, werden selten einen sonderlichen Wein bringen, sie müssen denn besondere Amphiteatra vorstellen, und durch Berge von dem Nord- oder Nord-Ost-Wind beschirmt seyn.

Wer in enge Bachthäler Weinstöcke pflanzet, muß es sich gefallen lassen, daß bei den kalten Nebeln, welche im May, im Junius und im October sich einstellen, und besonders die Thäler ausfüllen, Gesämereien, Blüt und Trauben bis weit in den Berg manchmal hinauf, gar vielmalen verfrieren. (Wie noch im Jahr 1771. zu Anfang des Octobers, und im May 1772 an der Mosel geschehen ist.) Und alsdann

ist

ist der zu hoffende Segen vor das Jahr verloren, oder im Herbst alles fernere Wachsen oder Zeitigen der Trauben mehrentheils auf einmal aufgehoben.

Wer aber auch die Stöcke auf der Höhe, oder am obersten Rand der Berge pflanzet, hat seine Mühe gröstentheils verlohren, weil die zurückprallende Sonnen-Stralen hoch hinauf keine Kraft haben, und die Wärme durch die Winde verwehrt wird, und in die weitere obere Luft aufsteiget, und folglich auf den angeführten Oertern die gehörige Hitze zum Trieb und Zeitigen der Trauben ermangelt, daher in der Höhe der Berge die Trauben einen sauren oder kaum trinkbaren Wein geben, wenn in der Tiefe, oder in der Mitte der Berge, bis zu einer gewissen Höhe ein vortreflicher Wein wächst.

Man wähle also guten, oder doch leicht zu verbesserenden Boden und gute Lagen, und pflan-

ze die Stöcke weder allzunahe an die Bäche, noch in allzuenge Thäler, die keinen sonderlichen Zug haben, noch hoch auf den Bergen, so kan man dem Mißwachs, der aus diesen Ursachen entsteht, vorbeugen.

Eine dritte Ursache des Wein-Mißwachses liegt in dem Verfrieren der Stöcke oder ihrer Schenkel im Winter, und im Verfrieren des ersten Auswuchses oder der Blüte oder des ersten Ansatzes im Frühjahr. Der Einfluß, welchen das Verfrieren überhaupt in Absicht auf die Menge und Güte des Traubens im Allgemeinen genommen hat, ist oft sehr groß, und zu beträchtlich, als daß man ihn gleichgültig ansehen könnte. Denn es gehet dadurch mehrmalen nicht blos ein einjähriger Segen verloren, sondern der Schade, welcher dadurch verursachet wird, erstrekt sich oft auf viele folgende Jahre. Theils verdorren die verfrorne Stöcke ganz, und an ihrer

Statt

Statt muß man neue anpflanzen, welche erst im 5. 6. 7. Jahre volle Trauben geben; theils haben die aus den dicken Schenkeln oder Wurzeln noch wieder ausschlagende junge Ausschößlinge keine besondere Kraft zum Wachsen, und gehen entweder in den folgenden Jahren gar ab, oder, wo sie ja bestehen, gehet es doch einige Jahre zu, ehe sie recht tragbar werden. Die rothe Stöcke sind besonders dem Verfrieren sehr ausgesezt.

Die Ursache des Verfrierens der Stöcke und Reben, muß man theils in der Nässe des Bodens, theils in den sogenannten Lotten in den Flüssen, theils im Anbinden der Stöcke und Reben, theils in der Heftigkeit einer schnell einfallenden Kälte, besonders nach vorhergehender Nässe, theils in stark kalten Düften suchen. Ist der Boden naß, und eine heftige Kälte, die zumal etwas anhält, überfällt den Stock, so

werden die Hauptwurzeln durch die Kälte ausgedehnt und berſten, oder die Rinde trennt ſich vom Holz ab, wodurch der Stock natürlich erſterben muß. Wenn die Wurzeln oder Reben naß und ſaftig ſind, und eine ſtarke Kälte dehnt die innerliche Säfte aus, ſo werden entweder die Reben, oder auch hie und da die Wurzeln abdorren, weil ihre Saftbehältniſſe verreiſſen. Alle ſtehende Näſſe in den Weingärten iſt allemal ſchädlich. Um ſowohl die Wirkungen der Kälte auf den naſſen Boden, als das Verfrieren des Stocks zu mäßigen, wolte ich daher anrathen, in Weingärten, welche nicht an jähen Bergen liegen, die Erde vor Winter an die Weinſtöcke der Länge nach Berg abwärts, und nicht queer durch Reihenweiſe anzuziehen und anzuhäufen, wodurch dem Waſſer ein Ablauf verſchaft und die Wurzeln beſſer gedeckt werden. Dieſe Arbeit würde im ſpäten Herbſte ſo viel

Beſchwerlichkeit nicht machen, als man ſich einbildet; ſie würde das Graben im Frühjahr erleichtern, den Boden locker erhalten, das Unkraut vertilgen, und doch allemal theils leichter, theils vortheilhafter ſeyn, als ganze Stöcke wieder einzuſetzen; des Nutzens zu geſchweigen, den ſie zu Vertilgung des ſo ſchädlichen Unkrauts und zur Erleichterung des ſo ſchweren Grabens geben würde. Sind andre vor mir, wie mir jedoch ganz unbekannt iſt, auf dieſelbe Erfindung, wovon man ſonſten in den hieſigen Gegenden nichts weiß, gefallen, und bringen ſie zur Ausübung, ſo freuet es mich um ſo mehr, weil meine Gedanken dadurch von dem Vorwurf befreyet werden, daß ſie blos ſpeculativiſch ſeyen. An manchen Orten deckt man ſo die Wurzeln und Reben ganz mit Grund zu, wie, wo ich nicht irre, an vielen Orten in Franken und am Neckar geſchiehet; doch das iſt

an unsern wärmern Orten und bei dem vielfältig schiefrichten Boden der Gegenden des Rheins, der Mosel, der Noh, der Pfalz zum Theil weder durchaus nothwendig noch auch verträglich. Das Anhäufen an sich wird bei uns zur Erreichung des gesuchten Zweckes schon hinreichend seyn. Vielleicht könnte es auch hier von einigem Nutzen seyn, und auch in andern Absichten dienlich, wenn man die Stöcke wie die Zwergbäume beschnitte und niedrig hielte.

Ich rathe dabei allemal denen, welche hohe Stöcke ziehen, als eine Hauptsache an, um dem Verfrieren der Reben und der Hauptschenkel des Stocks vorzubeugen, die Reben von allen Banden vor dem Winter loszumachen, daß sie sich frey in der Luft bewegen können, ja selbst die Schenkel so locker zu befestigen, daß sie der Wind bewegen kan, nur daß sie verhindert werden, nicht ganz vom Wind umgeworfen zu

wer-

werden. Alle Kälte, alle naſſe kalte Nebel und Regen wirken viel heftiger auf ſtillſtehende als ſich bewegende Sachen. Das ſagt uns die Erfahrung. Die Reife im Herbſt und Frühjahr thun allemal früher und größern Schaden in den Thälern als auf den Höhen, wo ſie den ſpielenden Winden und der Bewegung der Luft ausgeſezt ſind.

In den Flüſſen ſezt ſich gar oft bei den Eistritten, wenn das Eis zu ſtehen anfängt, da ein Platz, der nicht mit Eis belegt, ſondern offen iſt. Dieſe vom Eiß freye Plätze, welche man Lotten nennt, laſſen aus den Oefnungen einen naſſen kalten Dunſt aufſteigen, der, wo ihn der Wind auf nahe Weinſtöcke wehet, verurſachet, daß ſie, ſo viel ihrer davon getroffen werden, mehrentheils verfrieren. Für dieſen Zufall weiß ich kein ander Mittel, als das Losmachen der Reben. Denn da man nicht

men kan, wo sich die Lotten in den Flüssen sezzen, und wohin der Wind den aus ihnen aufsteigenden kalten Dunst wehen wird, auch die Lotten selbst sich entweder gar nicht, oder sehr schwer mit überlegtem Stroh stopfen lassen, weil gewöhnlich da, wo die Lotten sind, das Wasser stark treibet, so lassen sich sonst gegen diesen Umstand wenig Hülfs-Mittel anwenden. Zum Glück giebt es dergleichen Lotten nicht allemal, auch bei starker Kälte; oft entstehen sie da, wo sie keinen Weinberg nahe haben, oder der Wind wehet die Dünste vom Weinberg anders wohin, oder sie werden gemäßiget, ehe sie den Weinberg treffen; daß also der Schaden, den sie in den Weinbergen anrichten, so beträchtlich nicht ist, und nicht oft vorkommt.

Das Verfrieren bei dem ersten Trieb des Stocks in die Geschänergen im Frühjahr, das Verfrieren der Blüte und des ersten Ansatzes

ist

ist von mehrerer Wichtigkeit. Ich glaube, man werde zu Abwendung desselben viel beitragen, wenn man theils die stehende Nässe in den Weingärten, so viel möglich ist, durch Gräben ableitet, theils wenn man, so viel es sich thun lässet, den kalten Nebeln, und rauhen nassen Winden, als den Haupturſachen, einen Zug zu verschaffen sucht, das aber wohl freilich an manchen Orten entweder unthunlich oder kostbar werden mögte; theils aber und besonders, wenn man den ersten Band nur lokker verrichtet, daß sich die Rebe noch bewegen kan, theils auch wenn man seinen Weingarten allemal in gutem gebührendem Dung hält.

Man wundere sich nicht, wenn ich das Verfrieren der Trauben im Herbst, wenn sie den Wein schon haben, nicht unter den Schaden, welchen das Verfrieren anrichtet, rechne. Denn, wie mich die Erfahrung belehret hat,

ist dieses Verfrieren der Trauben theils für gar keinen, theils für gar keinen beträchtlichen oder wahren Schaden vor den Wein vornemlich in Absicht auf seine Güte zu achten: Selbst der Menge des Weins schadet es oft nicht viel, wie uns das 1749 Jahr belehrete. Durch den Frost wird der noch nicht ausgegährte oder ausgekochte Saft der Traube entweder gemindert und gebessert; oder die Traube, oder die Börkel dadurch, wo sie noch erst den allerersten rohen, oder noch gar keinen Wein hatte, völlig verdorben, daß sie die bessere Trauben und Börkel nicht verderben können. Das wenige, das etwan hiebei in der Menge abgeht, wird durch die mehrere Güte des übrigen überflüßig ersezt. Aus diesen Ursachen giebt ein gefrorner Traube, obgleich bis zum zweyten Abstich ihm ein gewisser Frost-Geschmack bleibet, einen geistreichen, starken, wenigstens stärkern und mildern

Wein,

Wein, als die ungefrorne Traube von derselben Beschaffenheit, wie uns das 1749 Jahr davon ein vorzüglich Exempel gab.

Ich zähle vielmehr ferner zu den Ursachen des öftern Weinmißwachses den geringen und langsamen Trieb des Stocks zur Zeit der Blüte, und dann, wenn sich die Börkelgen angesezt haben, wovon sowohl die ungleiche Blüte, als das Abfallen der Gränzen oder Börkelgen, selbst ganzer Geschänergen mit abhanget, da kalte Witterung, kalte Thau und Regen, kalte Reif und Nebel, allzuviele Näsſe, oder allzugroße und langanhaltende Trockne gleich in und nach der Blüte zu diesem fatalen Umstand das Ihre beitragen, oder auch einzeln die Ursache davon sind.

Späte Blüte ist allemal mißlich, und ein spater Herbst giebt selten einen sehr guten Wein. Je schneller alles nach einander treibt und wächst, wie 1748 und 1762 geschah, und je

früher man Weinlese halten kan, desto besser ist nach der Erfahrung, wo nicht sonsten fatale Vorfälle dieselbe beschleunigen, der Wein. Dieser Trieb hängt zwar hauptsächlich von der gehörigen Abwechselung der Witterung und von der Wärme der Sonne ab, und stehet also in soweit nicht in unserer Gewalt, weil wir die Kunst, welche den Finnen und Lappen und Hexen angedichtet wird, nicht verstehen, und welche wir, wo wir sie verstünden, zu unserm Nutzen anzuwenden, nicht Weißheit und Verstand genug haben: Denn es würde uns nur gar zu gewiß wie jenem Wettermacher in der Fabel gehen. Allein solten wir denn doch zum Trieb des Stockes gar nichts beitragen, oder ihn befördern können? Allerdings meiner Meinung nach. Durchgrabet euren Weinberg gebührend, und machet ihn locker, daß Sonne, Luft und Regen durchdringen können; lockert

den

den Boden und verschaft ihm Hitze, theils durch kleine leyene Schiefer, als welche zu beiden Zwecken, besonders dienen; theils durch hinlänglichen Dung besonders von Tauben und Hünern; so werdet ihr ohne Zweifel bei einer guten Lage und bei gutem Boden euren Weinstöcken viel helfen, und ihr schnelleres Wachsthum befördern.

Das Abfallen der Blüte und Börkelgen oder ganzer Geschänerge, vereitelt die Hofnung des Weinmanns nur gar zu oft, und sezt seinen schon berechneten Reichthum in kurzer Zeit gar weit zurück. Ich habe bereits angemerkt, daß allzugroße und langdaurende Nässe oder Trockne, kaltes Wetter, kalte Nebel verursachen, daß nichts fortwachsen kan, davon die Ursache seye; ich setze diesen, noch eine Art Ungeziefers bei, das aus einigen der vorhergehenden Ursachen entsteht, und den sogenannten Wolf

in

in die Blüte bringt. Sofern die Witterung die Haupturſache von dieſem den Weinmann voll Kummer machenden Abfallen iſt, ſo ſehen wir bald ein, daß es da auf unſer Wehren und Hindern oder auf unſere Vorſichtigkeit wenig ankomme, denn welcher unter den Sterblichen kan lang anhaltende oder kalte Regen, und allzugroße anhaltende Trockne zur Zeit der Blüte, oder Nebel ꝛc. durch natürliche Mittel abwenden? Jedoch die allzuſchädliche Folge der Näſſe und kalter Nebel und Winde, kan man theils durch die vorgeſchlagene Gräben und das Anhäufen, durch locker Binden, durch gutes Düngen; theils bei allzugroßer Trokne durch einen gewiſſen vielleicht nicht ſchwer anzubringenden Gärtnervortheil mäßigen. Die Gärtner nemlich überdecken den Boden, den ſie feucht halten wollen, mit Stroh, ſtrohigtem Miſt, (Laub thut eben die Dienſte) und

feuch-

feuchten von Zeit zu Zeit, solches vermittelst einer Gießkanne mit Wasser an, wodurch die allzugroße Ausdünstung gehindert, und der Boden feucht erhalten werden kan. Solte dieses, besonders mit strohigtem Mist, nicht auf eine gewiße Art in den Weingärten bei allzugroßer Trockne während der Blützeit und gleich darnach bei dem ersten Ansetzen der Gränzen sich versuchen lassen; wo denn nachher, wenn das erste Ansetzen volleudet ist, der Hitze und Sonne wieder alle Gewalt unbehindert zu lassen wäre. An jungen Bäumen und Zwergbäumen läßt sich wenigstens dieser Versuch mit Vortheil anbringen.

Wer das Ungeziefer nicht selbst abreffen oder aufsuchen lassen will, dem wird ausser diesem wenig Rath zu Vertilgung desselben, oder den Wolf in der Blüte zu vermeiden, zu geben seyn.

Aus

Aus dem Mangel des Triebs im Stock kommt auch das unzeitige Hylz, das seinen Schaden erst im folgenden Jahr ausbreitet, weilen dadurch die gährende Kraft zu recht zeitigen gesunden Trauben verlohren gehet, und ein hinfällig leicht verfrierendes lockres Holz entsteht, woraus der Weinmann sich selbst einen schlechten Herbst weissaget. Wie der Trieb und das Wachsen des Stocks, so wird auch das Zeitigwerden des Holzes befördert, daher es unnöthig ist, hievon etwas weiter zu sagen.

Ich muß aber hier als eine fernere Ursache des öftern Weinmißwachses an manchen Orten mit anmerken, das an vielen Orten gewöhnliche fast alleinige Anpflanzen rother Stöcke. Es ist durch eine öftere Erfahrung bekannt, daß der rothe Stock weicher ist und früher treibt, als der weisse Stock. Daher erfriert er denn auch viel leichter im Winter, daher erfrieren die

erſtern Geſchänergen und die Blüte viel öfter, daher fallen Blüte, und Börkelgen und Geſchänergen vielmehr ab, an rothen als an weiſſen Stöcken, und die rothen Trauben ſind viel öfter im Herbſt grappigter als die weiſſen. Wenn es daher manchmal noch viel und auch guten weiſſen Wein gibt, ſo iſt in den rothen Weinbergen faſt gar nichts vorhanden, wie beſonders noch in dem verfloſſenen 1771 Jahr diejenige, die viel oder faſt allein rothe Trauben pflanzen, zum Exempel die Bewohner der Gegenden unterhalb Coblenz am Rhein, an der Aar ꝛc. zu ihrem großen Schaden erfahren haben. Man kan faſt allemal 3 gute oder erträgliche weiſſe Weinjahre gegen ein reichliches rothes rechnen, vorzüglich in Abſicht auf die Menge. Man ſolte aus dieſen Urſachen das allzuſtarke Anpflanzen rother Weinſtöcke, ſo viel es ſich an ſolchen Orten thun lieſſe, einſchrän-

schränken, und davor weisse Stöcke pflanzen. Wo der weisse Rißlings = Stock daselbst nicht sonderlich gut thun solte, würden doch vielleicht die Klemberge oder andere Sorten vornemlich als Leyring im Schiefer noch einen reichlichen und süssen Wein geben, und also könnte bei dem Mißwachs des rothen, dieser weisse Wein jenen Verlust einigermaßen ersetzen. Vielleicht möchten auch die rothe Stöcke als Leyring gezogen, so öfterm Mißrathen nicht unterworfen seyn, wie ich dergleichen Bauart an einigen Orten gesehen habe.

Die Trauben werden manchmal an verschiedenen Orten, so wenig reif, daß sie kaum einmal den ersten rothen Wein vor der Frostzeit haben, und mit Stößern erst klein gestoßen werden müssen, ehe sie können gekeltert werden. An recht guten Wein-Oertern wird dieses höchst-selten vorkommen, und ist ein Zeichen eines

völ-

völligen Mißjahres. Wo aber dieſer Umſtand mehrmalen vorfält, und wo nur bei recht guten Weinjahren der Wein einigermaßen trankbar wird, wie an manchen Orten der untern Moſel und ſonſten, da ſolte man, weil doch ſolche Gegenden vor das Weinpflanzen untauglich ſind, höchſtens nur an ſolchen Plätzen, wo ſonſten nichts anders zu erziehen wäre, in der beſten Lage des Orts, Weinſtöcke, und zwar Leyring im Schiefer pflanzen.

Die Sang oder Rauſch iſt am Rhein und der Moſel, und ich glaube, auch an vielen andern Orten nicht unbekannt. Die Blätter der Weinſtöcke, ſelbſt der Obſtbäume, werden durch dieſes Uebel als wenn ſie verſengt wären, woher dieſe Plage auch ihren Namen hat. Sie entſtehet im Sommer, ſowohl im Anfang, als auch am Ende deſſelben. Was aber eigentlich die Urſache davon ſey, wird anderwärts gezeigt.

Genug ist es zu unserm dermaligen Zweck, zu wissen, daß die Regentropfen, welche auf den Blättern liegen bleiben, und auf welche die Sonnen-Strahlen als auf Brenngläser fallen, vor die Haupturſache davon müssen angeſehen werden. Diese Sang richtet einen großen Schaden in den Weinbergen an. An allen Stöcken, welche von der Sang getroffen werden, hat der Traube, weilen die Blätter, welche zur Nährung und Läuterung dienen, verdorren und die Stiele mit angegriffen werden, fernerhin keine eigentliche Nahrung und kein Wachsthum mehr: Es bleiben allemal saure und wenig mostreiche Trauben. Oft ziehet zwar bei nachfolgenden Regen viel wieder aus; aber die Sang ist doch allezeit verderblich. Ich weiß kein Mittel, sie zu verhüten, als daß die Leute sich die Mühe geben, gleich nach, oder vielmehr mitten in dem Regen, wobei die Sonne

ne ſticht, in die Weingarten zu gehen und alle Stöcke zu ſchütteln, daß die Tropfen herabfallen, um alſo die Urſache des Brands wegzuräumen.

Ich berühre nur jetzo noch die lezte dermalen anzumerkende Urſache des Weinmißwachſes, oder vielmehr und eigentlich der ſchlechten Nuzzung, welche der Weinmann, ſelbſt auch oft bei guten Jahren, von ſeinen Trauben und Weinen hat. Ich rechne dahin die ſchlechte Wirtſchaft mit dem erlangten Segen überhaupt. Ich zähle darunter inſonderheit die Nachläßigkeit im Keltern, und die üble Beſchaffenheit und Untauglichkeit vieler Preſſen, wobei vieles ungenuzt zurücke gelaſſen wird, das nur dem Brantenwein-Brenner zu gute kommt. Ich glaube nicht weniger auch, daß dem Weinmann ſeine ſehr ſtarke und ihm oft koſtbar fallende Ausgaben bei den Taglöhnern, bei dem

Einkaufen der Fässer ꝛc. und dergleichen mannigfaltig zu erleichtern wären.

Man verfährt nebst dem nicht überall mit dem Most und den Trauben auf eine solche Art, daß der möglichst beste Wein daraus erhalten wird; der leztere wird besonders in manchen Stücken ganz wieder seine Natur, wenigstens nicht allezeit nach seiner jedesjährigen Beschaffenheit behandelt. Solte z. E. nicht in manchen Jahren das Unter sich heben nuzbarer, als das Ueber sich heben vor die Güte des Weins seyn? Daß man überhaupt ohne allen Unterschied alle Jahr den Most einmal wie das andere mal behandelt, kan ohnstreitig nicht gleich gut seyn. Gewohnheit, Vorurtheile, alte Gebräuche verderben ohne Zweifel manche Trauben, manchen Most, welche einen guten Wein würden gegeben haben, wenn man nach ihrer individuellen oder jedesjährigen Natur mit ihnen

umgegangen wäre, da ſie nach der allgemeinen oder alten Behandlungsart einen ſchlechten oder wenigſtens geringern Wein geben, als wenn ſie mit einer weiſen Unterſcheidung wären behandelt worden. Doch es iſt meine Abſicht nicht, dermalen von dieſer Sache zu handlen. Ich beſinne mich, geleſen zu haben, daß man in Frankreich vornemlich in Burgund und Champagne allerlei Verfahrungsarten brauche, die Trauben und den Moſt zu behandeln, wodurch ſie von einerlei Trauben verſchiedene Sorten von Wein, erhalten. Solte es ſich nicht der Mühe verlohnen, wenn man einen erfahrnen, in der Naturlehre wohlgeübten Mann reiſen ließe, um die mancherlei Behandlungsarten mit den Trauben und dem Moſt und dem Wein zu merken, zu ſammlen und ihren Erfolg zu beſtimmen, um daraus die beſten, auch in unſern Gegenden zu verſuchen, und ſolche nachher nach Maasgab

ihrer Nutzbarkeit in Uebung zu bringen. Es sind verschiedene ihren Erfindern und Ausübenden sehr vortheilhaft gewordene Behandlungsarten mit rothen Börkeln und mit weissem Most im Herbst an der Mosel versucht worden, welche alle Aufmerksamkeit verdienen.

Wie unglücklich ist nicht der Weinmann in manchen Jahren bei einem reichen und guten Herbst, da ihm sein Wein nicht abgeht, da er ihn über die maßen wohlfeil verschaffen muß; oder auch, da er einandermal viel zu hoch damit hinaus will, blos oft aus Unwissenheit dessen, was in der Welt und besonders auch im Articul von dem Weinhandel vorgehet, oder weil er nichts vom Zusammenhang von allerlei Umständen, von der Güte und Dauerhaftigkeit des Weins ꝛc. einsiehet, wodurch er sich oft unverständig die Kaufleute verjaget, (wie an verschie-

ſchiedenen Orten auch in dieſem Jahr geſchehen iſt) oder nicht weiß, wenn es loszuſchlagen Zeit ſey.

Gute Beiſpiele, Ermunterungen, Einrichtungen, ohne eigentliche Zwangsmittel zu gebrauchen, werden ohne Zweifel ſehr viel dazu beitragen, daß dem Weinmann ſein mit vieler Arbeit erworbenes Product, wovon er ſich und die Seinigen ernähren, und die herrſchaftliche Abgaben beſtreiten ſoll, auf die in allerlei Abſicht beſte Art und in allen Stücken zu Nutze komme. Denn wie die jetzige Bau- und Verfahrungsart aufgekommen und fortgepflanzet werde, und in Uebung geblieben iſt, eben ſo werden beſſere und nuzbarere Arten in nicht langer Zeit allgemein werden, wenn die Sache vernünftig angegriffen wird.

Digitized by Google

Ich behalte mir vor, meine weitere Bemerkungen, Bestimmungen und Erfahrungen in dieser Sache, durch die Anmerkungen und Erfahrungen rechter Weinlandes Patrioten unterstüzt, inskünftige bekannt zu machen, und zu Bearbeitung dieses noch mehrentheils ungebaueten Feldes das Meine menschenfreundlich beizutragen.

Abhandlung
über die Holzsparkunst, durch ökonomische Oefen.
von Johann Riem.

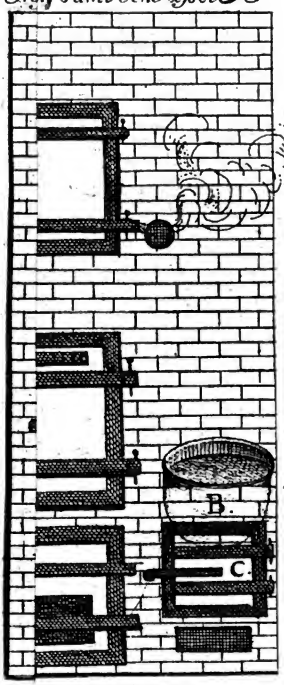
§. 1. Eingang.

Es werden zwar Einige es lächerlich finden, daß ich in einem am Holze reichen Lande an die Holzsparkunst denke. Aber ohne mich weit-

Vorgelesen den 2ten Nov. 1772.

III. Bem. 1771. p. 56.

Grey samt dem Kessel



Digitized by Google

Digitized by Google

weitläuftig zu verantworten wird jeder sehen, daß dieser Tadel ungerecht sey. — Schon mein verstorbener Vater hat zu dieser Erfindung den Grund gelegt; und früh gewöhnt, die Ersparung des Holzes als ein Hauptstück einer guten Haushaltung anzusehen, habe ich bey jeder Gelegenheit den Ofen in meinem väterlichen Hause mit andern zu vergleichen, die Nützlichkeit des erstern einzusehen, und auf seine Verbesserungen zu denken gesucht. Nun, da mir mein Standplatz von der Vorsehung in einer Gegend angewiesen ist, wo es an Wäldern nicht fehlet, empfinde ich, daß dieser Ueberfluß an Holz just kein besonderer Haushaltungs-Vortheil sey; ich sehe leider, daß Ueberfluß zur Verschwendung verleite, und daß durch diese Verschwendung mancherley in der Abhandlung selbst gerügte Nachtheile für die Landwirtschaft daher entspringen.

Dieſes bewog mich, meinen Ofen hier zu beſchreiben, in der gewiſſen Hofnung, daß er unſerer waldreichen Gegend gar nicht überflüſſig, denen an Holz ärmeren Gegenden meines geliebten Vaterlandes hingegen faſt nothwendig ſey.

§. 2. Beſchreibung des Ofens.

Ich finde der guten Ordnung wegen für nöthig, hier erſt den Ofen ſelbſt zu beſchreiben, von dem ich in der Kupferplatte eine Zeichnung beygeleget.

Nro. I. Iſt die unterſte Platte, welche zuerſt gegen die Stube auf ein ſteinernes Fußgeſtell, gegen das Kamin aber auf die Brandmauer aufgeleget wird. Wer dieſe Platte erſparen will, kann an deren Statt einen Aſchenheerd von Backenſteinen aufmauren, oder einen viereckigten platten Stein

ſich verfertigen laſſen, wo Steine leicht zu haben ſind.

Nro. II. iſt die vordere Platte, welche mit einem Karpfen, als der Stadt Lautern Wappen gezeichnet iſt. Dieſe wird in die Falſen der Platte I. oder wenn der Aſchenherd von Backenſteinen aufgemauert worden, in Falſen der Backenſteinen aufgeſtellet. An dieſer Platte ſind an den zwoen Seiten die Leiſten angegoſſen, damit durch die Löcher h. h. h. h. ſolche an die andern Platten III und IV. mit Durchziehung eines gebogenen Eiſens feſt angeſchraubet werden könne.

Nro. III und IV ſind zwo Seitenplatten, welche auch aufrecht in die Falſen der Platte I, oder wenn ſtatt derſelben ein Stein genommen worden, in deſſen eingehauenen Falſen, und zwar dicht an die Platte II in die angegoſſene Leiſten angerucket werden. Der Mau-

rer

rer wird von selbst wissen, wohin etwas Leimen aufzutragen, und daß die Fugen mit Leimen, darunter etwas Spreu gemischet ist, wohl verkittet werden müssen. Besonders kann unter getrockneten Leimen, womit die Fugen wodurch der Rauch dringen mögte zu bestreichen sind, etwas Gersten-Schrot und Feilspäne mit Ochsenblut vermischet werden, welches ein sehr dauerhafte Kütt ist.

Stehen diese drey Platten vest, so gehet man an den innern Bau des Ofens. Zuerst wird der Rost A, wenn man mit Holz zu feuren pfleget, von der untern Platte 3 Zoll hoch, wenn man aber mit Steinkohlen oder Torf feuret, 5 bis 6 Zoll hoch auf Backensteine dergestalt eingeleget, daß er gegen die Stube und die vordere Platte II vest anliege; da er aber zur Verminderung des Gewichtes, nicht so lang ist, als der Ofen in der Breite

hat,

hat, so werden die leeren Räume gegen die Platten III und IV, dem Roste mit Backensteinen ganz gleich ausgemauret.

Nun werden zwo eiserne Stangen in die zwey Löcher jeder Platte III und IV worauf die Kochplatte V ruhen kann, eingezogen und mit Schrauben befestiget. Sind diese in ihrer Ordnung, so wird jetzt die Platte V darauf geleget, daß sie überall an die Platten II, III und IV anschließe, und die Ritzen mit obgemeldter Kütte wohl verküttet; welches Verküten wegen dem Eindringen des Rauches im Jahr nur ein- bis zweymal vonnöthen wird. Nach diesem schiebet man das glatte Plättchen Nro. VI in die Falsen der Platte Nro. V, bis dicht wider die Platte II an, worauf an einem Ende die Platte Nro. VII auch in ihre Falsen aufgeleget wird, daß sie auf diesem Plättchen VI aufruhe; am andern Ende

ruhet sie im Ecke der Platten II und III auf den krummen Eisen, so diese Platten zusammen gezogen; gegen das Kamin müssen die Steine der Brandmauer immer mit aufgeführet werden, damit diese Platte daselbst aufliegen könne. Wenn nun auch hieran alle Nizzen wohl verküttet worden, damit kein Rauch eindringen könne, so ist der Kochkasten gebildet. Alsdann, oder wenn man es wegen dem Zusammenhalten der drey Seiten-Platten nöthig findet, kann man auch schon etwas vorher die Kranzplatte VIII in ihre Falsen oben auf diese drey aufrechtstehenden Platten behörend auflegen, (*) womit also der Bau des un-

(*) Es giebt Freunde, welche diesen Kochofen gern aus einem Stück, das ist, viereckigt ohne Schrauben und Platten, auf Art der runden Oefen gegossen hätten: Sie kommen zwar etwas theurer als Platten-Oefen, wie weiter unten bey dem Preise des Ofens anzeigen werden

untern Aufsatzes so weit beendiget wäre; daß wer wegen des hohen Preises den obern Aufsatz nicht kaufen will, die Oefnung der Kranz-Platte nur mit einer ordinairen Platte, die man auch besonders dazu bestellen kan, oder aber auch nur mit Backensteinen, die auf queer über gelegten Eisenstäben aufliegen mögen, zugedecket werden; doch also, daß der Rauch an einer Seite durch ein Rohr in die Höhe, und wie G anzeiget, wieder herab und zur Brandmauer hinaus geleitet werde. Wem es sich in seinem Bauwesen so gerade schicket, daß oben im zweiten Stockwerk ein Schlafzimmer ist, das man gern gemäsiget warm hätte, der kann dieses Rohr durch den Boden oben hinauf in einen Brommelofen leiten.

Ge-

den soll: Allein man hat weniger Mühe solche zu verkütten, und auch keinen Rauch zu befürchten. Die Bestellung muß aber besonders geschehen.

Gegen das Kamin wird der Hohlgang zwischen der Platte VII und VIII noch offen stehen: Dieser ist mit Backensteinen dergestalt zu vermauren, daß man einen Stein leise einstellet, und so verküttet, daß er leicht wieder herausgenommen, und dieser Hohlgang, wie die übrigen, des Jahrs etlichemal bequem ausgereiniget werden könne. Eben dieser Backenstein ist auch für diejenigen gut, welche klagen, daß dergleichen Oefen zu heiß in die Stuben machten. Hierdurch kann die Hitze zeitlich in den Schornstein ausfliegen. Wiewohl meine Oefen nicht zu heiß machen, bevor wenn sie zwo Stuben wärmen müssen, auch vorzüglich, weil alles ohne großes Feuer zum Kochen zu bringen ist. Es ist auch ein merklicher Unterschied zwischen meinem, und den bisher üblichen Koch- und Bratöfen. In diesen mußte man zur Ungesundheit der

Men-

Menſchen in der Nebenſtube kochen, wo auch der Schwadem von den Speiſen die Hitze vermehrte, daß einem von dem widrigen Geruch und vielem Schwadem, der ſeinen Ausgang am Fenſter ſuchet, angſt und warm werden mußte, als welcher Schwadem und Geruch an meinem Ofen alleſamt in das Kamin oder die Küche ausziehet.

Auch wem es gefällt, kann einen Aufſatz von Kacheln auf dieſen Ofen ſetzen, und darinnen das Feuer ſo oft man will, circuliren laſſen. Wer aber aller dieſer Mühe überhoben ſeyn mögte, und einen zierlichen, auch dauerhaften Ofen verlanget, kann den obern Aufſatz in folgenden Platten dazu bekommen.

Nro. IX. Iſt die Deckplatte, ſo auf den Kranz VIII geleget wird, ſo daß die darinn eingegoſſene Falſen oben auf kommen. Alle Riſſe werden wohl verkittet, und alsdann in

die zu diesem Aufsatz gehörigen drey Platten X, XI und XII aufrecht eingestellet, wie am untern Aufsatz gezeiget worden, und mit gebogenen Schrauben befestiget. Damit aber auch in diesem Aufsatze das Feuer behörend circuliren, und ein Wärmdschen bilden könne, so werden in dem innern Theile des Ofens die zwo Plättchen Nro. XIII und XIV eines dies- das andere jenseits der Oefnung an der Platte X vest an diese Platte auf- und angestellet, mit dem Plättchen XV zugedecket und wohl verküttet. Endlich wird auch die noch übrige Platte Nro XVI ganz oben auf den Ofen aufgeleget, und damit alles zugedecket. Wer auch diese Platte ersparen will, kann es thun, und statt derselben mit Kacheln diese oberste Seite zudecken lassen. Die Oefnungen der Hohlgänge werden abermals mit Bakkensteinen ausgemauret, und hie und da einer

leise

leise eingesetzet, der des Ausputzens wegen leicht ausgenommen werden könne. — So wie ich vom untern Aufsatze gesaget habe, daß der Ausgang des Rauches durch ein Rohr, wie bey G vorgezeichnet ist, noch einigemal herum geleitet werde, wird ohne meine Erinnerung hier ein jeder, wo das Holz theuer ist, bedacht seyn, die Hitze so lange zu benuzzen, als sie nicht kalt zum Ende des Rohres hinausziehet.

Von der äussern Seite, nämlich der Brandmauer, ist folgendes zu erinnern: Sie ist vom Grunde bis oben an aufzumauren, daß ein Feuerloch von der Platte I bis an die Platte V nach der Höhe, und in der Breite von ohngefähr 18 bis 20 Zoll gelassen werde, vor welche Oefnung der Schlosser eine Thür, wie unter F ersichtlich ist, von Blech machen muß. An dieser Thür sind zwey wesentliche Stücke

vonnöthen: Erstlich muß unten am Aschenheerd eine Oefnung, und in der Mitte auch eine von ohngefähr 3 Zoll hoch und 6 Zoll breit seyn, welche wie unter b. b. und d. d. zu finden ist, mit kleinen Thüren versehen werden, damit man sie öfnen und verschließen könne. Ein jeder wird von selbst einsehen, wenn ein und das andere nöthig sey, und daß diese Thürchen vorzüglich dazu dienen, um den Grad und stärkern Zug des Feuers, je nachdem es erforderlich ist, vermehren und vermindern zu können; so daß das Holz zu Zeiten nur verschmauche, und nicht wie ein Flackerfeuer schnell hin verbrenne. Besonders werden des Abends alle Thürchen und das Rohr am Ausgang verschlossen.

In die beide Ecken des Ofens, wo es aber der Platz nicht gestattet, wird dennoch in ein Eck ein Kessel, wie unter B abgebildet

ist,

ist, eingemauret, der von derselbigen Feuershitze warmes und heisses Wasser liefern kann. Will man auch für das Vieh darinnen kochen, so darf man nur vornen ein Feuerloch mit einer Thüre (siehe C) anbringen, so wird man noch mehreres Holz ersparen können. Denn wenn man vor das Vieh etwas kochen will, darf nur starkes Feuer unter den Kessel geleget, und nur weniges im Ofen unterhalten werden, weil das Feuer vom Kessel auch durch den Ofen aufziehet. Damit man aber auch im Sommer in diesem Kessel kochen könne, ohne daß es in der Stube warm werde, so richte man den Zug des Feuers vermittelst eines Schiebers von Stein oder Eisen so ein, daß er alsdann nicht in den Ofen, sondern von aussen in das Kamin geleitet werde. Doch wird man die Hitze fast die meiste Jahrszeit, besonders im Frühjahr und Herbst schon wieder

durch den Ofen leiten, und dadurch eine temperirte Stube erhalten können.

Nun ist der Koch- Brat- und Backofen noch mit einer Thüre wie unter E zu finden ist, zu versehen: In eben dieser Thüre wird oben eine Oefnung 1 Zoll weit und 8 Zoll lang mit einem Thürchen e. e. eingelassen, wodurch, wenn alles heftig kochet, der Schwadem ausziehen könne.

Am obern Aufsatz kann man die Oefnung des Wärmöfchens von aussen und von innen mit Thüren versehen; auf diese Weise kann man die in der Küche angerichtete Speisen dahinein setzen, entweder daß solche warm bleiben, oder daß sie jemand in der Stube, gleich an einem Küchenschalter abnehmen, und auf den Tisch tragen könne: Mehrere Bequemlichkeiten zu verschweigen.

Der

Der Ofen stünde also jetzt, wie er stehen soll; dagegen muß ich noch einen Umstand erläutern: Ich habe nämlich an der einen Nebenplatte im obern Aufsatz eine runde Oefnung eingießen lassen, um dadurch die Hitze durch ein Rohr in eine Nebenstube leiten zu können. Es könnte aber geschehen, daß das Zimmer nicht die Lage hätte, und das Rohr statt zu dieser Seite, an der andern Seite hinaus gehen sollte. Um dieses bequem bewirken zu können, habe ich die zwo Platten V und VII von einerley Dicke gießen lassen. Von diesen beiden Platten hängt alles ab, wo man den Cirkel des Feuers links oder rechts hin leiten will, man darf nämlich, wenn er anders, als das Kupfer vorstellet, geleitet werden soll, nur die Platte V und VII verwechseln, nämlich die V oben hin, und die VII unten hin einschieben. Und da die auf-

dem Kranz liegende Platte Nro. IX diesfalls ringsherum Falsen hat, worein der obere Aufsatz gesetzet werden kann, so darf diese auch nur anders herum gedrehet werden. Ja von selbsten erhellet, daß die zwo Seitenplatten XI und XII also gegossen sind, daß es gleichgiltig ist, wie und wo man sie hinzusetzen nöthig findet.

Hiemit wären also jedes Bequemlichkeiten, die ich nur immer zum voraus sehen können, besorget; dagegen, wenn die Bestellung eines Ofens zeitlich gemacht, und mir dabey berichtet wird, auf welcher Seite man das Rohr hinauswenden will, so kann ich eine Platte von den Nro. V und VII leichter als die andere gießen lassen; denn nur die so unten hin zu liegen kommt, also die stärkste Hitze auszustehen hat, muß etwas dicker als die andere seyn; es wird folglich etwas im Gewichte ersparet.

§. 2.

§. 3. Von dem Kochen und dem hiezu nöthigen Geschirr.

Es ist zuverläßig, daß eine mittelmäßige Haushaltung in diesem Ofen alles für Menschen und sogar für das Vieh besorgen kann, ohne daß man nöthig habe, das geringste Holz auf dem Heerd zu verbrennen. Für Kleinigkeiten zu rösten, hält man kleines Geschirr ohne Füße; und wer keines hat, wird immer so viel Kohlen unten finden, daß man eine Schaufel voll dazu heraus nehmen könne. Alles was sonst gekochet, gebraten oder gebaken werden soll, wird zur Thüre E hinein gesezzet, und zwischen den Platten V, VI und VII so schnell kochen und braten, daß es eher weich wird, als man kaum meinet. Da es weiters ganz stät kochet, auch keine Flamme, wie bey anderm Feuer an und um das Geschirr kommt, so brennet auch nichts leicht an, wenn nur

noch etliche Zoll hoch Feuchtigkeit unten ſind. Alle Häfen werden zugedecket, ſo daß keins dem andern einen Geſchmack mittheilet, alles aber wird vollkommen guten Geſchmacks: Ja es giebt ſchon viele Liebhaber, die behaupten, daß die Speiſen in dergleichen Oefen zubereitet, dem Gaumen angenehmer oder ſchmackhafter würden, als diejenige, ſo bey offenem Feuer zubereitet werden. Ueber das findet man in dieſem Betracht zubereitete Bratkäſten im Druck mitgetheilet. In meinem Ofen hat man alles dieſes beiſammen, und ein jeder kann ſich ſelbſt hievon überzeugen.

In den wenigſten Haushaltungen wird früh Morgens und des Nachmittags etwas Beträchtliches gekochet: Dies iſt die Zeit, wo man alſo für das Vieh ſorgen kan. Hierzu kann man länglicht zugerichtete kupferne oder beſonders darzu wie Schiffe gegoſſene eiſerne

Keſ-

Keſſel einſchieben, und zugleich auch den im Ecke eingemaue ten Keſſel anfüllen. Selbſt wenn dieſes nicht mehr hinlänglich iſt, kann man auch unten zum Schierloch einige Häfen einſtellen.

Das Geſchirr zu den Kochſpeiſen kann meiſtens in beſonders dazu gegoſſenen flachen eiſernen Häfen beſtehen; da aber nicht alles wegen Veränderung der Farbe in Eiſen gekochet werden darf, ſo iſt es ein leichtes von dem Häfner auch beſonders zum Ofen geformtes irdenes Geſchirr zu erhalten. Da dies aber von keiner Dauer iſt, ſo bediene ich mich folgender obzwar ſchon etwas bekannter Methode: Es giebt Leute, welche ganz wohl wiſſen, wie man alles irdene Geſchirr mit Drath umflechten müſſe; weil aber dieſer Drath durch das Aus- und Einziehen der Häfen mehr verrütſchet als verbrennet wird, ſo laße ich es

auf

auf folgende Art verhüten: Der Häfner muß mir das Geschirr zu diesem Ofen mit drey Stöllchen versehen, die aber nur $\frac{1}{8}$ Zoll hoch sind, so daß der Drath nicht verrutschet werden kann, und sehr lang dauret: Wenn auch schon Risse an den Häfen entstehen, so stopfen sich solche leicht wieder von selbst so lang der Drath zusammen hält. Es ist also das Drathflechten sehr zu empfehlen, wenn es schon die Häfner nicht gerne sehen: Doch wird man auch finden, daß ohngeflochtenes Geschirr in diesem Ofen weit länger dauret, als wenn es dem Feuer und der Flamme beygestellet wird. Der Kochkasten ist, wenn man den Maasstaab betrachtet, so gros, daß man in zusammenpassendem Geschirr, wohl sieben verschiedene Speisen auf einmal zurichten kann. Ist dies also nicht genug für eine Haushaltung? Ja es ist ein leichtes, wenn man nur einmal Gebrauch davon gemacht hat.

Vom

Vom Backen wird mir noch etwas zu erwähnen nicht als überflüßig genennet werden dörfen; denn hier gelten Handgriffe gar vieles. Will man Torten, Kuchen und dergleichen, ja selbst Brod darinnen backen, so kann dieses nach Wunsch recht schön geschehen, und zwar wie folget: In dem Kochkasten wird ein viereckigter Rost von nur etlichen Stäben Eisen mit Füßen von 8 Zoll hoch versehen eingesetzet; wer diese Kösten nicht anwenden will, darf nur Backensteine hie und da 8 Zoll hoch einlegen. Auf diese, oder jenen Rost wird das Brod ꝛc., so man auf Eisenblech gesetzet, hat, aufgeleget, und darauf etlichemal umgewechselt bey ganz gelindem Feuer in etlichen Stunden unvergleichlich ausbacken. Diese Vorsicht ist deßwegen zu beobachten nöthig, weil das Backwerk, wenn man es auf die Platte unten hin aufsetzet, daselbst unten eht

ver-

verbrennen, als es oben ausbacken würde. Man kann 15 bis 20 Pf. Mehl in diesem Kasten auf einmal backen, jeder Laib Brod aber darf nur 3, höchstens 4 Pf. schwer an Taig ausmachen; da nun wie in andern Oefen, also auch hier, ein Laib vor den andern gehörig ausbacket, so muß man jeden wiegen, wenn an jedem Pfund Taig 4 bis 5 Loth eingebacken worden, so kann es heraus genommen werden. Damit man aber für eine stärkere Haushaltung wohl zwey Simmern Mehl in einem Tage backen könne, so mache ich es also: Um 7 Uhr Morgens läßt man 15 bis 20 Pf. Mehl mit dem Sauertaig und Wasser wie bewußt vermengen, und um 9 Uhr abermals so viel. Bald nach 12 Uhr kann der erste Taig umgearbeitet, und zu Brod zugerichtet gebacken werden, da dann gegen 3 Uhr die zweyte Mischung vorgenommen wer-

den

den kann; als um welche Zeit man es einrichtet, daß weiter nichts verſäumet wird.

Dieſer Ofen dienet den Apothekern zu ſehr vielem: Mit leichter Mühe, können Extrakte u. d. m. im untern Kochkaſten ſtark abdünſten, und endlich im obern Wärmöfchen ſo gelind abrauchen, als es im Marien-Bad geſchiehet. Daß in eben dieſem Wärmöfchen auch die Milch dem Gerinnen zu Verfertigung der Käſe und des Milchzuckers ausgeſtellet wird, und noch weit mehrere Handgriffe und Vortheile jeder erfinderiſcher Geiſt von ſelbſt ſich zu nutz machen kann, darf ich niemanden ſagen.

§. 4. Vergleichung dieſes Ofens mit andern ökonomiſchen Oefen.

Es iſt mir hiebey übrig, von der Neuigkeit und Verſchiedenheit meines ökonomiſchen

Ofens

Ofens in Betreff gegen andere zu reden. Man bemühe sich nicht mir zu sagen, daß dies keine neue Erfindung mehr sey: Ich weiß es, und gebe meinen Ofen auch nicht dafür aus. Schon mehr denn vor zwanzig Jahren hatten meine Aeltern und mehrere Freunde in Frankenthal dergleichen Oefen, die aber blos aus alten Ofenplatten zusammengesetzet waren; welches Modell meinem Ofen in vielen Stükken gleich kam; es waren aber viele Unbequemlichkeiten noch daran, sonderlich daß man in der Stube kochen mußte. Dies mißfiel mir aus mehr denn einer Ursache. Auch die Heidelberger ökonomischen Kachelöfen, welche meist aus des Hrn. Professor Lautmanns sogenannten Vulkanus ambulans entlehnet waren, hatten diesen Fehler; einen Fehler, der nicht nur den Bewohnern der Stube unangenehm, sondern auch ungesund war. Die

Feu-

Fenſter, wo der Schwadem ſeinen Ausgang ſuchte, und ſolche augenſcheinlich darmit überzog, waren Zeugniß genug davon. Selbſt die Kacheln mißfielen mir am untern Aufſatz, ſo ſchön ſie mir am obern Aufſatze gefielen; denn die Gefahr, daß unvorſichtiges Geſind das Holz nicht leiſe genug einſchob, gab mir häufige Proben ſolches Mißfallens: Und da ſie bey allem doch theuer und an 4 Carolinen kamen, ſo dachte ich lange nach, um obige Unbequemlichkeiten zu heben; und wenn dann doch dergleichen Oefen nicht ganz wohlfeil zu erhalten ſeyn, daß ſie doch dauerhaft, das iſt, ganz von Eiſenguß zu erhalten wären. Endlich gelung es mir, ſie nach langer und abwechſelnder Prüfung dahin zu bringen, wie ich ſie jetzt dem Publikum anbiete und bekannt mache. (*)

(*) Ein ſolcher Ofen kann bey mir das Pfund um 3 kr. alſo in einem billigen Preiſe erhalten werden.

Digitized by Google

Die Vergleichung mit andern ökonomischen Oefen betreffend, so hat mir unter allen keiner

den. Ein Ofen von zween Aufsätzen, kann ohngefähr 8 bis 9 Centner wiegen. Wer den untern Aufsatz allein haben will, muß zuerst Bestellung diesfalls thun, weil die Kranzplatte besonders gegossen werden muß. Dieser Aufsatz kann ohngefähr 5 bis 6 Centner wiegen. Für entfernte Orte werde ich mit der Zeit Sorge tragen, daß sie durch Niederlagen in billigen Preisen zu erhalten seyen, ohne daß es viele Frachtkösten verursacht. Dieser Ofen ist zwar wegen seiner Schwere, die von vielen nothwendigen Platten herrühret theuer, aber auch wenn man das Holzersparen betrachtet nicht theuer. Denn dieser Ofen kostet nur gegen andere Oefen die erste Auslage; in der folgenden Zeit bezahlt er sich von selbst gar bald; und was gewinnt man mit der Zeit nicht, wenn andere Oefen ihre Auslage und jenes Einbringen nie erstatten? und wie nützlich ist er nicht den Waldungen und ein Gegenmittel gegen die Holz-Verschwendung, so daß sie allgemein eingeführt zu werden verdienten. Wer gerne den untersten Aufsatz mit dem Kochofen aus einem Stücke, das ist viereckigt gegossen haben will, dem kann es auch besorget werden. Der Centner kostet aber 2 fl. mehr als Plattenofen, weil für jeden Ofen eine besondere Form gemacht werden muß. Dieser Guß aus einem Stücke könnte auch zum Sommerofen dienen.

Digitized by Google

ner beſſer, als der von Hrn. Pfarrer Mayer in Kupferzell ſelbſt, und in den beliebten Sammlungen der ökonomiſchen Geſellſchaft zu Bern, zu beynahe gleichem Zweck bekannt gemachter Ofen gefallen. Der Unterſchied deſſen und meines Ofens beſtehet darinnen: Hr. M. kann in ſeinem eiſernen Kaſten blos braten und backen, wovon er auch ſelbſt in ſeinen Beiträgen zur Landwirtſchaft 1769, der 143 S. die Anweiſung giebt; und dem was gekocht werden muß, ſeinen Platz zum Schierloche hinein, in ſeinem Kupfer unter (o o o) an das Feuer anweiſet; als welches etwas beſchwerlich und des Verbrennens halber gefährlich iſt. Denn ſo bald ſich die Rauchgänge etwas verſtopfen, ſo ſchlägt einem die Flamme entgegen, u. w. d. Unbequemlichkeiten mehr ſind. Bey meinem Ofen hat man dergleichen nicht zu beſorgen: Denn erſtlich ſind

die Rauchgänge ziemlich weit, und wenn man in einem Winter zweymal ausputzet, so werden die Rauchgänge jenes nicht verursachen; anderntheils kochet man unten am Feuer nur in der höchsten Nothwendigkeit, also willkührlich; denn oben im Kasten kochet, bratet und backet man alles, wie es seyn muß: Und wenn man etwas aus- und einschiebet, so sorget man, daß die ohne dies allezeit verschlossene Thür des Schierloches, um diese Zeit wohl zugemacht bleibe.

Daß in meinem Kochofen, nämlich im Kasten alles geschwinder zum kochen komme, als in dem von Hrn. M., ist ganz natürlich, und rühret aus folgender leicht einzusehender Verschiedenheit her: Mein Cirkelfeuer wollen wir nur betrachten, denn dieses veranlasset es, und hat einen Umlauf mehr, als Hr. M. seines. Es nimmt nämlich seinen Anfang im

Schier-

Schierloch unter der Platte V, gehet ſo dann zwiſchen der Seitenplatte III und der aufrechtſtehenden Platte im Kochkaſten VI in die Höhe; dahingegen alsdann nicht, wie des Hrn. M. ſeines alſobald in den obern Aufſatz, ſondern wie der Leſer ſiehet, zuerſt noch über die Platte VII, alſo über den Kochkaſten hin, und cirkuliret nach dieſem erſt in den obern Aufſatz u. ſ. w. hin. Folglich iſt die Hitze in meinem Kochkaſten um ein merkliches ſtärker, als jenes in Hrn. M.: Man kann ſich nicht genug vorſtellen, wie dringend und ſtät ſie herabprellet; und wie nützlich ſie dem Kuchen- und Brodbacken ꝛc. iſt, welches dadurch ſehr hoch aufgehet. Es fehlet alſo klärlich des Herrn Pfarrer Mayers Ofen ein und zwar das nöthigſte Cirkelfeuer. Aus dieſer Urſache haben mir bekannte Oekonomen, denen mein Ofen noch nicht bekannt war, den Mayeriſchen

auch schon aufgestellet, sie sind aber nicht bey dessen Risse allein stehen geblieben, sondern haben manche Verbesserungen angebracht. Dies wäre es, was ich in diesem §. in aller Kürze vorzutragen hatte. Einsichtsvolle Oekonomen werden mehreres von selbsten weiter verbessern.

§. 5. Nützlichkeit eines solche Ofens.

Da mein Ofen vielen Freunden annehmlich vorgekommen, und sich selbst hier zulande solchen anschaffen, wo das Holz nicht so selten, ja, wiewohl unbillig, kaum als ein Haushaltungs-Artikel angesehen wird. Wie viel mehr Ursache habe ich also ihn andern Gegenden allgemein bekannt zu machen und anzubefehlen, welche die Holzsparkunst mit fühlbarer Empfindlichkeit des Geldbeutels einsehen, wenn andere in holzreichen Gegenden lachen, und an das Holzsparen kaum denken mögen; in

der

der eiteln Hofnung, daß die Wälder niemals ein Ende nehmen könnten, oder für unsre Nachkommenschaft es nicht nöthig wäre, den doch rühmlichen Anlaß zu geben, daß sie auch wohlfeiles Holz, und Ueberfluß antreffen, welche Nachkommen schon in der rechten Zeit, d. i. in der Jugend, von uns zeitlich lernen, und sich gewöhnen mögten, auch mit dem Ueberfluß haushälterisch umzugehen. Allein leider scheint es in der That, daß der Blödsichtige immer mit Gewalt zu dem gezwungen werden muß, was er nicht einsiehet oder vielmehr nicht einsehen will. Wenn es auch nichts ist als der Fuhrlohn; das Holz soll dann auch mancher Gemeinde nichts kosten (welches jedoch bey dergleichen Gerechtigkeiten durch einen einzigen Holzfrevel theuer genug werden kann,) so solte man dennoch sparen. Allein der so selbst das Fuhrwesen hat, achtet den

Fuhrlohn nicht; würde er aber die Zeit, die er hierüber verschwendet, wenn er entweder für sich, oder zum Verkaufen Holzüberfluß kärchelt, nicht sehr vonnöthen haben, wenn er nur seinen Acker etlichemal mehr, und zu rechter Zeit ackern mögte? Das kleine Reſtchen grünes Holz, ſo eben noch auf dem Heerd brennet, fordert einen neuen Vorrath, und hält ihn ſehr oft vom Ackerbau ab. Es iſt einmal ſo Mode: Früher fährt man an dergleichen holzverſchwenderiſchen Orten nicht in den Wald, als bis das letzte Stück Holz (ich muß es zu unſerer Schande laut ſagen) auf dem Herd oder im Ofen brennet: Da es doch weit nützlicher wäre dieſe Waldfahrt, ſtatt wöchentlich 2mal, jährlich nur 2mal vorzunehmen, das iſt den Vorrath für den künftigen Sommer im Herbſt, und den für den Winter ſchon im Frühjahr herbey zu fahren. Ja, wird

man=

mancher sagen, soll dann das Holz, so mittlerweil vom Wind umgerissen wird, liegen bleiben, und was dergleichen mehr ist? Allein könnte dann dafür der Förster nicht sorgen, daß es aufgemacht, und auf einigen Holzhöfen trocknen dörfe, und doch für den Burger aufbewahret bliebe, ohne daß seiner Gerechtigkeit die so oft, wenn man für der Gemeinde Bestes sorgen will, vorgeschützet und darüber laut geschrien wird, was entzogen würde? Und wenn man auch einwendete, daß manche ihr Holz selbst machten, oder durch ihre Knechte könnten machen lassen, also keinen Macherlohn auszugeben hätten, so würden sich dennoch viele finden, die für dergleichen wirklich halb dürres Holz gerne den Macherlohn zahlen würden, da sie dabey am Fuhrlohn sparen. Es ist ja auch sonnenklar, daß man mehr dürres als grünes Holz aufladen kann. Wie kahl

aber

aber die Ausflucht ist, was die Knechte der Herrschaft an Holzmacherlohn sparen, erhellet, wenn man betrachten will, daß der Knecht, wenn er in Wald fähret, die Pferde erst einen ganzen halben Tag müßig bey sich stehen, und seiner Holzmacherey zusehen lassen muß, und hernach erst ladet und nach Haus fährt. Ist das nicht die Zeit dem Ackerbau muthwillig entzogen? Hätte man nicht in einem Tag 2 bis 3mal in den Wald fahren können, wenn es vorher durch Taglöhner, oder des Försters Besorgung bereitet worden wäre? Doch es ist vielleicht noch die Frage, ob dieser Vorschlag den Förstern angenehm seyn mögte; denn wenn der Bauer nicht frey in den Wald fahren darf, und indem er eilet, dabey aber kein Lagerholz in der Nähe antrift, sich einen Baum umhauen kann, so entgehen diesen die Forstfrevel, also bliebe nur der Bauer bey mehrerem Geld.

Ich

Ich will daher von dieſem Vorſchlag kurz abbrechen, und nur noch dieſen Umſtand berühren, daß manche wirklich Entſchuldigung für ſich haben, wenn ſie grünes Holz verbrennen, daß ſie nämlich keinen Platz zu Hauſe haben, für ein halbes Jahr aufheben zu können; und im Wald darf man doch auch kein Holz wegen dem Diebſtal aufgeſetzt ſtehen laſſen. Würde aber nicht alles dieſes durch Polizey-Anſtalten zu erhalten ſeyn? Wenn nämlich an Waldgegenden, wie in andern, einige Holzhöfe angeleget, und kein Holz zum Thor ohne ein gewiſſes Zeichen eingefahren werden dürfte, und was dergleichen mehreres iſt; welches ich denen überlaſſe, in deren Fach es einſchläget.

Noch ein kleiner Umſtand iſt in Holzgegenden eine Schuld, daß man mehr Holz als andere verbrennen muß. Der Burger in der Stadt und auf dem Dorf darf kein anders Holz als

Karch-

Karch- und Wagenlanges Holz, also keine Klafterscheider nach Haus führen, zum Kennzeichen, daß es nicht von herrschaftlichem, oder demjenigen, so für die herrschaftlichen Bedienten in Klafter-Länge gemacht wird, gestohlen sey. Diese Vorsicht ist so lange zu billigen, als keine besondere Holzmacher angenommen oder andere Kennzeichen veranstaltet werden. Ich will also dawider nicht viel eifern, daß dem Burger nicht das Recht wie dem Bedienten gebühre: Ich will hiemit nur so viel sagen, daß es leichter und minder kostbar sey, Klafterholz nur einmal durchzusägen, wenn der Burger seines 2 bis 3mal durchsägen muß; und daher wieder zu entschuldigen ist, wenn er im Holzhauen zu sparen suchet, indem er es schlecht weg durchhauet, und daher lauter sehr langes Holz und das in Menge gleich einem Feuer am Johannistag anleget.

War-

Warum? Das Holz ist grün, und der Armvoll, so hinten noch brennet, muß das, was vornen lieget erst troknen, damit es doch Feuer liefere. Elende Mode! welcher doch so leicht abzuhelfen wäre, wenn man überhaupt in Waldungen das Holz, so nicht verflözet werden muß, wie es bereits vielen blos zum Gefallen besorget wird, nur 2 Schuh lang am Trunken absägete, und also zu halb Klafterscheider, wovon jedoch 2 Klafter für eines gegeben werden, bereitet würde und werden müßte. Würde es nicht auf diese Weise ein leichtes seyn, einen Trunken vom Stamm auf einmal durchzusägen, das hernach viele Scheider abgäbe, welche nicht also bereitet, zu Haus weit mehr Unkosten veranlassen würden. Die Säge macht doch wirklich wenig Späne, wenn die Art im Durchklopfen viel Späne, die man nicht achtet, also zum Ver-

derben liefert. Kurz diese Weise gefällt mir so ungemein wohl, daß ich zu ihrem Lobe nicht umhin konnte, hier etwas weniges öffentlich bey meiner Holzsparkunst anzureihen. Diese allgemeinere Einführung wird gar bald von denjenigen Forstverständigen gebilliget werden, die da bereits zum Besten ihrer Waldungen, und ihrem Ruhme auch die Klafterholzmachung ökonomischer eingeführet haben; nämlich bisher sägte man den Stamm, wenn er umgehauen war, alle 8 Schuh durch, und in der Mitte kippte man mit der Art den Trunken durch, weil es geschwinder als das Absägen verrichtet war: Wie viele Späne aber auf diese Weise im Wald liegen bleiben, ist klar zu ersehen, wenn man die Klafter-Scheider ausmesset, die statt 4 Schuh nur noch 3½ Schuh lang sind. Aus dieser Rücksicht trift man Forstgegenden an, wo alle

Stäm-

Stämme Klafterlänge mit der Säge durchgearbeitet werden müssen; und man ahmt doch nicht allgemein nach. Ich würde hier Anlaß genug haben, noch manche Fehler zu rügen, und Vorschläge zu machen. Allein ich überlasse dergleichen nöthige Verbesserungen Forstverständigen, und es ist zu wünschen, daß sie mit wahrem Ernst in diesem Stück für ihrer Mitbürger Wohl patriotisch sorgen mögten.

Alles was ich hier sage, habe ich in Betracht meines ökonomischen Ofens geredet, und hierein gehöret kurz gesägtes Holz.

Es ist hier der Plaz noch davon zu reden, was man in diesen Oefen an Holz erspart. Daß das Holz darinnen, wegen den immer zugehaltenen Thüren nicht so schnell wegbrenne wie in andern, deren Schürloch immer gleich einem Scheuerthore offen stehet, leuchtet jedem in die Augen, so wenig man es

auch

auch befolget. Daß ich aber und wie ich in einer holzreichen Gegend, gegen andere Gegenden, da es theuer ist, spare, hievon will ich nur kürzlich zum klaren Beweis folgendes anführen.

Mein ehmaliger Holzbrand, als ich meine Leute erst an weniger Holz Verbrennen gewöhnen mußte, bestund darinnen: In einem Winter-Halbenjahr wurden auf dem Heerd zwölf Wagen Holz verbrennet, dieses kostete mich der Wagen Macher- und Fuhr- Säg- und Hauerlohn 1fl. 30 kr. also die Summe von fl. kr. 18 = —

Im Ofen zehen Wagen voll macht 15 = —

Im Sommer-Halbenjahre wurden 14 Wägen Holz verbrennet, weil man zum Ackerbau und dergleichen, oft Taglöhner hat, macht 21. —

also Summe des sämtlichen Holzbrandes 54 = —

Wer

Wer wird nicht darüber erstaunen! Es ist aber nicht anderst, und hierunter ist noch das Holz nicht mit begriffen, das unter dem Viehkeßel verbrennet wird.

Izt aber seitdem ich meinen ökonomischen Ofen habe, brauche ich kein Feuer mehr im Winter weder auf dem Heerde, noch unter dem Viehkessel, und bey weitem das viele Holz nicht mehr; bekomme aber dennoch eine wärmere Stube als vorher. In den Winter Monaten brauche ich monatlich mehr nicht als ein und einen Viertelswagen Holz zum Ofen, welcher zwo Stuben wärmen muß, und in dessen Kasten alles das zugleich mit gekochet wird, was im Sommer auf dem Heerde besorget werden muß; also in einem Winterhalbenjahre 7 $\frac{1}{2}$ Wagen macht fl. 11 = 15 kr.

Im Sommer-Halbenjahre wird
allso wieder auf dem Heerd gekochet

Transp. fl 11. 15 kr.
und daselbst verbrennet 12 Wagen,
weil man bis gegen Pfingsten noch
im Ofen kochen kann macht 18 " —
29 fl. 15 kr.

Wenn ich nun meinen jährlichen Aufwand der jetzigen Zeit mit der vorigen vergleiche, so verbrenne ich im Winter wirklich weit weniger Holz im Ofen, der doch 2 Stuben hitzet, und die Speise kochet, als im Sommer. Das erspar-te macht nach Abzug von obigen 24 fl. 15 kr. und ich würde auch im Ofen noch einige Wagen weniger verbrennen, wenn ich nicht der fatalen Mode nach, zu Zeiten grünes Holz erhalten müßte: welches ich jedoch durch meinen Ofen über macht im Kochkasten ziemlich trocken bringen kann.

Wenn man gegen meine Berechnung eine andere Gegend hält, ich will annehmen eine Gegend wovon Hr. Pfarrer Mayer redet,

daß

daß das Klafter Holz 6 bis 7 fl. koſtet, und wo Hr. Pfarrer Mayer ſelbſt 35 fl. in einem Jahre erſpa et hat, wie bald bezahlt ſich nicht um deſto eher die erſte Auslage für einen ſolchen Ofen. Ich könnte noch mehrere Beweiſe durch Auszüge aus Briefen und Recenſionen, die über meine Abhandlungen eingelaufen ſind, worinnen man mich verſichert, daß die Unköſten und der Aufwand ſchon im erſten Halbenjahre durch Erſpahrung des Holzes reichlich erſezet würden, anführen, wenn ich nicht allzu zuverläßig ſelbſt verſichert wäre, daß jeder, ſo meinen Ofen aufrichten wird, ſich ſelbſt überzeugen müſſe.

§. 6. Von ökonomiſchen Ofen im Sommer.

Daß man im Sommer wie im Winter ſparſamer mit dem Holze umgehen ſolle, iſt ein Grundſaz, den die Vernunft lehret. Daſ-

ſelbe iſt durch einen Sommerofen leicht zu bewerkſtelligen, vermög welchen das Feuer auch nicht ſo frey in die Luft hinein verflackkern könne. Ein ſolcher Ofen koſtet nicht viel, und bezahlt ſich ſchon in etlichen Monathen. Man braucht dazu nichts als einen Roſt, und meine 3 Platten V. VI und VII. Denn ſtatt den Nebenplatten II. III und IV darf man in der Küche nur einen Mantel von Backenſteinen aufbauen laſſen, ſo iſt alles dieſes erhalten, was man mit vieler Bequemlichkeit im Winter, wenn man nur einmal daran gewöhnet iſt, in jenem Ofen kochet ꝛc. Wer da will, kann dieſe Platten aus dem Winter-Ofen dazu anwenden, indem man nicht ſehr viel an der Brandmauer einzubrechen hat. Ich will eine kleine Beſchreibung für den Maurer anfügen.

Der-

Derſelbe nimmt nach den Platten ſein Maaß, und bauet von 3 Seiten den Aſchenherd auf: In einer Erhöhung von 4 bis 6 Zollen leget er den Roſt ein, und führt den Mantel oder die Mauer ſtatt der Platten II. III und IV alſo fort auf, daß für den Feuerheerd 11 Zolle hoch entſtehen. Hierauf leget man die erſte Kochplatte V; ſodann wird auch das Plättchen VI an die eine Seite in die Falſen aufgeſtellet, und mit der Platte VII ſo dann zugedecket. Der Mantel wird nun nicht nur dieſer obern Platte gleich, ſondern noch um 6 bis 8 Zolle höher aufgeführet, welches den Gang des Feuers über dieſe Platte VII formiret. Dieſe ganze Oefnung wird alsdann entweder mit einer alten eiſernen Platte zugedeckt, oder mit eiſernen Stäben dergeſtallt überleget, daß ſie mit Backenſteinen zugedecket werden könne. Am letzten Ende läßt man

den Rauch durch eine runde Oefnung von 6 Zollen aus ziehen, wenn man diese übrige Hitze nicht ökonomisch zu verwenden weiß. Man kann sie aber, wenn es der Platz oder die Gelegenheit gestattet, durch ein Rohr zur Erwärmung eines Ofens in einer nah anstossenden Stube im Frühjahre und Herbste anwenden, als um welche Zeit man temperirte Stuben annoch liebet, oder für Kinder nöthig hat. Man kan aber auch diese Hitze in eine Malz- Obst oder Kartoffel-Darre (*) einleiten, welche noch immer hinlänglich seyn wird, dergleichen, so wie es seyn muß, gelinde auszutrocknen.

Von

(*) Ich rede hier nicht ganz umsonst von einer Kartoffel-Darre, weil seit einiger Zeit aus Kartoffeln ungemein schmackhafter und gesunder Grieß verfertiget wird, wozu man zum Austrocknen der Kartoffeln Dörr-Oefen vonnöthen hat, und es auch wohl der Mühe werth ist ihn zu machen, weil er den Grieß aus Spelzenkernen bereitet noch übertrift; ja wenn man ihn blos in

Von dem Sommerofen iſt noch dieſes zu ſagen: Es iſt bey demſelben ſehr leicht in die

in Waſſer kochet, und nur ganz einfach ſchmelzet, dem Waſſer den Geſchmack einer Fleiſchbrühe mittheilet. Herr Ludwig zu Hof im Voigtlande hat die Bereitung in dem fränkiſchen Haushaltungskalender vom Jahre 1772 mitgetheilet. Daſelbſt verfertiget man Grieß oder Grütz aus abgekochten Kartoffeln; ich aber bereite ihn folgendes aus rohen Kartoffeln, weil ich ihn ſchmackhafter als den von gekochten gefunden, obgleich die Farbe nicht gelblicht, ſondern wie leicht zu vermuthen iſt, weißer ausſiehet; aber etwas länger dann jener kochen muß. Es werden nämlich die rohen Kartoffeln, dazu man die dickſten auswählet, geſchälet; (†) Wer die Schalen zu Fortpflanzung der Kartoffeln ſtatt Legkartoffeln benutzen will, darf ſie nur ein wenig dicker abſchälen, damit das Auge, welches auch ohne vieles anhängendes Fleiſch neue Kartoffeln liefert, geſchonet bleibt, ſo kann man viele Legkartoffeln erſparen) die abgeſchälten Kartoffeln werden alsdann rein gewaſchen, in etliche Scheiben zerſchnitten, und auf Horden geſetzet, im ökonomiſchen Ofen, oder obgemeldter Obſtdarre gedörret: ſie werden zwar etwas bläulicht: daran darf man ſich aber nicht kehren; ſondern ſie, wenn man viel hat, auf einer reinen Mühle, oder wenn man nur wenig bereitet, in einem groſen Mörſer zerſtoßen, und durch ein Sieb den Grieß vom Mehle abſondern; dieſes zu Backwerke, und jenen zu Suppen aufbewahren.

Digitized by Google

zwey Ecken Viehkeßel einzumauren, deren Hitze durch den Ofen hindurch muß. Vor das Feuerloch und dem Kochkaſten werden Thüren wie C und F gemachet; ja man kann ſelbſt jene hieher einrichten laſſen. Wenn ich nun noch ſage, daß man im Sommer auf dieſes Ofens oberen Theil eine Anzahl Häfen mit Milch zum gerinnen ſtellen kann, ſo meyne ich Fingerzeige genug zur Bequemlichkeit und Holzſparkunſt für den Sommer und Winter an die Hand gegeben zu haben.

Der Kochheerd des Herrn Pfarrer Mayers in oberwähnten Beyträgen, von der 336 bis 344 S. beſchrieben iſt übrigens auch bequem und dem Holzſparen angemeſſen: ich ziehe aber in vieler Rückſicht den zu Kloſterbergen errichteten weit vor; und er verdient hier eine kurze jedoch deutliche

Be-

Beſchreibung, damit mancher eine Nutzanwendung davon machen möge. Ob gleich der Herr Conſiſtorialrath Hähr, als Verfaſſer der Abhandlung von verſchiedenen Maſchinen und eines Koch- und Brat-Ofens, ſeinen Ofen nur im Muſter für große Haußhaltungen beſchrieben hat, ſo iſt es doch ein ſehr leichtes, ihn auch in kleinern anzuwenden: wie der H. V. auch unter Fig. XI. ſelbſt vorgeſchlagen hat. Der Koch- und Bratofen ſtellet einen Heerd mit Kaſſerollöchern verſehen vor, welchem man ein gemeinſchaftliches Feuer mittheilen kann. Auf dem Heerde ſtehet in der Mitte deſſelben ein ſolcher Ofen, wie ich meinen für den Sommer beſchrieben habe; derſelbe iſt mit einem Mantel von Steinen umgeben. Es zeiget dieſer Ofen an, daß man auch anderer Orten die Braten in ſolchen vom

Feuer blos umgebenen Feuer für gesünder und schmackhafter zu halten anfange. Dieser Ofen des Herrn C. H. hat zwar sein besonders Feuer; man kann ihn aber auch, nach Wegnehmung einiger dazu angebrachten Schieber, ein mit dem Kasserollöchern gemeinschaftliches Feuer mittheilen.

Der H. V. erzählet uns, wie man bemerket habe, daß von Erbauung dieses Ofens an, die sonst von Zeit zu Zeit im dasigen Pädagogium häufig anhaltende Krankheiten merklich aufgehöret, und in neun Jahren weder ein Schüler noch Lehrer gestorben, noch die Krankenstube mit Kranken wie sonst angefüllet war ꝛc. und dieß, weil die Speisen izt besser gar gekocht würden. Die Holzerspahrung ist auch von merklichem Betrachte, und für die oekonomischen Oefen von solchem Uebergewichte, daß man lieber

das

das Geld zu deren Erkaufung lehnen, und von dem erspahrten Holze nach und nach wieder bezahlen sollte, nämlich diejenigen, welche zu unvermögend zur ersten Auslage sind. Ja herrschaftliche oder gemeinschaftliche Kassen sollten dem Bauer eben so willfährig zu solchem Vorschusse seyn, als man es zur Aussaat der Früchte ist: denn ist es nicht natürlich, daß die herrschaftlichen und Gemeindwaldungen dadurch in gutem Stande bleiben, und also den größten Vortheil davon zu beziehen haben. Man sehe einmal den Vergleich des Herrn Consistorialrathes Hähn an, und urtheile, wenn er saget: „ Bey dem alten Ofen brauchte „ man wöchentlich sechs Fuder Holz; bey „ dem neuen nur zwey Fuder oder Klafter. „ Man erspahrt dadurch in 52. Wochen „ oder jährlich 208 Klafter Holz. „ Ist

das

das nicht der Mühe werth solche Oefen allgemein anzuschaffen, und zu bedenken daß es billig sey, der Nachkommenschaft einen Vorrath Holz zu hinterlassen? Wie auch Herr H. S. 2. mit dringenden Ursachen anempfiehlet, und S. 5. versichert, daß sich der Ofen schon in einem viertel Jahre bezahlet habe. Nicht nur eine große Holzerspahrung setzet Herr H. S. 15. zum voraus, sondern auch einen merklichen Zeitgewinst: und ich kann eben das von meinem Ofen sagen, daß der größte Braten schon in 1= bis 1 $\frac{1}{2}$. Stunden durch und durch gebraten, und alles andere viel früher gar gekocht sey, als am offenen Feuer nicht zu erlangen ist. Das Gesind versaumet durch Einfeurung eines Ofens nicht viel Zeit, und was dergleichen mehr ist.

Diesen Ofen zu Kloster Bergen mit dem

dem meinigen zu verbinden und für mittelmäßige und größere Haushaltungen auf eine verbesserte Art aufrichten zu können, will ich noch folgendes anfügen: In Heidelberg und mehrern Orten sind bereits Kochöfen errichtet worden, welche aber nichts weiter als den Kloster-Berger Ofen ohne Koch-Back und Bratofen vorstellen, davon auch die Hitz in einem angrenzenden Stuben-Ofen geleitet wurde: Ich werde aber, um in Zukunft alles beysammen zu haben, zum Sommerofen die Platte V. auf einer oder jeder Nebenseite um 2. bis 3. Schuh breiter gießen lassen, in welchen Seiten große und kleine Kasserolle-Löcher kommen, und diese mit Deckeln versehen werden sollen. Dieses überragende Stück Platte wird unten nur mit einem Feuerheerde ummauret, mit Thüren und Zwischen-Wänden versehen, und das Feuer

davon auch um den Kochofen geleitet, doch so, daß nach Eröfnung oder Zuschiebung der Zwischen-Wände, entweder in einem oder dem andern Ofen allein, oder in allen zugleich, also für die größte Haushaltung gekochet werden könne.

Diß wäre nun das wesentlichste von meinem Ofen. Ob ich aber gleich in dieser Abhandlung von wenigen andern Kunstöfen, als den in dem Vulkanus Ambulans, und den noch weiter, auser Hrn. Mayers, in den Bremischen Samlungen und mehrern Schriften bekannt gemachten, geredet habe, so ist dieß nicht die Ursache einer Geringschätzung, oder als ob ich glaubte mein verbesserter Ofen statte ihnen keinen Vorzug: wer mehr verbessern kann, der verbessern immer; und ich werde das Beste willig nutzen. Ich suche wie schon gesaget, durch diese Bekanntmachung

ung nicht den Ruhm einer neuen Erfindung: nur darinnen werde ich meinen Verdienst und vorzüglich bey meinen Landesleuten finden, wenn sie erkennen, daß ich ihnen mit meinem Nachsinnen auf Verbesserungen, einen bequemen und dauerhaften Ofen für Sommer und Winter nicht sowohl im Drucke, als vielmehr in der Natur so wohlfeil als möglich in die Hände spielen, und etwas zu der Erhaltung unserer Wälder beytragen wollen. Gelinget es mir auch nicht den Beyfall zu gewinnen, so bin ich doch zufrieden, da meine Absicht keine andere als guter Art war, und daß mich Kenner ersuchet, diese Abhandlung dem Drucke zu übergeben.

Von den wahren Mittlen der Fruchtbarkeit.

von

Friedrich Casimir Medicus.

Es ist nicht überflüßig, dieser würdigen Materie das Denken zu widmen, und ich fürchte mich gar nicht, den Vorwurf zu verdienen, daß Mitglieder einer ökonomischen Gesellschaft mehr Versuche als Theorie bekannt machen solten. Theorien dieser Art sind nur Grundsätze aus den häufigsten Erfahrungen heraus gezogen, ohne diese sind alle Erfahrungen unnütz und vergeblich sie anzustellen, durch diese heraus gezogene Theorie aber wird der denkende Landwirt zu zukünftigen vernünftigen Erfahrungen geschickt gemacht.

Jeder Landwirt sucht mit den geringsten Kösten die größte möglichste Fruchtbarkeit

keit aus ſeinem Acker heraus zu ziehen: Dieß kann er nicht, wofern er nicht genau jenen Urſtof kennt, der dieſe Fruchtbarkeit hervorbringt. Bald hat man dieſen Urſtof blos im Waſſer, bald blos in der Erde, bald blos in ſalzichten Theilen, bald in der verſchiedenen Vermiſchung dieſer Elementen geſucht. Andere haben den ölichten Theilen dieß zugeſchrieben; mehrere aber, weil man dieß brennbare Weſen wieder in Waſſer, Salz und Erde zertheilen kann, davon ausgeſchloſſen. Tiefſinnige, und auf eine Menge von Erfahrungen beruhende Theorien, hat man darüber ausgeſonnen, und man würde ſehr unbillig handeln, wenn man den Fleiß und Eifer dieſer Weltweiſen nicht verehren wolte, indem ſie durch ihre Betrachtungen und Erfahrungen uns den Weg gezeigt, mit vielleicht

mehrerm Glücke, endlich jenes zu finden, welches der ächte Urstof der Fruchtbarkeit ist.

Erster Abschnitt

Von dem ächten Urstof aller Fruchtbarkeit.

§. 1. In dem Oel ist der Urstof der Fruchtbarkeit verborgen.

Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich den Urstof aller Fruchtbarkeit in dem Oel suche, und jenen Acker vor den fruchtbarsten halte, wo ich dessen in gröster Menge hingebracht. Meine Leser werden leicht begreifen, daß das Oel selbst, so lange es sich nicht in seiner Auflösung und in jener Fähigkeit befindet, sich mit dem Wasser zu vermischen, nicht fruchtbar sey; aber es hat in sich die Anlage aller Fruchtbar-

barkeit, und erfordert nur einen vernünftigen Landwirt, um solches in fruchtbaren Stand zu versetzen. Dieses werde ich hernach zeigen, wenn ich erst die Gründe meiner Meinung dem denkenden Leser werde vorgelegt haben.

Daß alle Pflanzen Oel in sich enthalten, ist bekannt. Ihr Vermögen zu verbrennen, selbst ihre Säfte, die bald als Gummi, bald als Harz sich darstellen, zeigen dieses: und kann man nicht aus den meisten, sogar durch das Auspressen ein wirkliches Oel erhalten? und geben nicht alle in den chimischen Arbeiten, und durch die Gewalt des Feuers Oel von sich? Dieser Satz ist keinem Zweifel unterworfen; aber aus ihm folgt noch lange nicht, daß Oel der erste Urstof der Fruchtbarkeit sey. Er beweiset nur die Gegenwart desselben,

die noch von keinem Naturkündiger ist geläugnet worden.

Aber daß dieß Oel den Urstof der Fruchtbarkeit abgeben könne, erfordert zuvorderst zu beweisen, daß in ihm das Vermögen zu wirken liege, und daß es nur äusserliche Mittel nothwendig habe, um dieß Vermögen in seiner gänzlichen Stärke zu zeigen. Von diesem Vermögen zu wirken, sind aber unläugbare Beweise vorhanden, die blos erfordern, in ihrem ganzen Lichte dargestellet zu werden.

Will man sich hievon einen lebhaften Begrif bilden, so muß man vorzüglich den Saamen der Pflanzen genau untersuchen. Dieser ist nicht allein der wesentlichste Theil einer Pflanze, sondern er enthält auch schon im kleinen die künftige Pflanze in ihrer ersten Grundlage eingeschlossen, die man

durch

durch keine Kunſt, Mühe, Erde ꝛc. ꝛc. nur im mindeſten in dem weſentlichen abzuändern im Stande iſt. Können wir alſo die Theile entdecken, die den Saamen bilden, und zur Zeitigung bringen, ſo dörfen wir uns ſchmeicheln, jenen Urſtof zu kennen, in dem alle Wirkſamkeit verborgen liegt.

Ich ſetze zum voraus, daß meinen Leſern wenigſtens einigermaßen bekannt ſey, daß die Pflanzen zweierlei Geſchlechter haben, daß ſolche in den Blumen ſich befinden, daß zwar die Hülſe des künftigen Saamens ſchon, ehe die Blume ſich entwickelt, da ſey, daß ſolcher aber verwelke und gänzlich abfalle, wofern entweder das männliche Geſchlecht wirklich fehlt, oder durch die Kunſt eines von beiden hinweg genommen, folglich die Vermiſchung beider Geſchlechter verhindert worden. Dieß ſind

lauter Wahrheiten mit deren Beweisen ich niemand aufhalten darf, und jene, denen solches noch neu seyn mögte, finden Schriften genug, die sie davon überzeugen können.

Wenn wir also die Natur der männlichen und weiblichen Feuchtigkeit kennen, so werden wir gewiß auch jene Theile kennen, in denen das Vermögen zu wirken liegt, folglich auch die Grundursache aller Wirksamkeit nicht muthmaßlich, sondern genau wissen.

Diese Natur aber, des männlichen und weiblichen Saamens, hat der vortrefliche Herr Kölreuter durch die genaueste, mühsamste und unzählich oft wiederholte Beobachtungen am besten ergründet. Er hat sie in seinen wichtigen Schriften, über das Geschlecht der Pflanzen, der gelehrten Welt vorgelegt; sie werden mir zu Beweisen dienen

nen, um jene wichtige Säze zu unterſtüzen, die der Gegenſtand dieſer Abhandlung ſeyn werden.

§. 2. Denn I. iſt der männliche Saamenſtaub ölichter Natur.

Der männliche Saame iſt in dem Saamenſtaub enthalten, deſſen verſchiedene Häute und Gewebe Herr Kölreuter nach der Natur beſchrieben. (1) In demſelben befindet er ſich, wenn er noch roh und unzeitig iſt, als eine körnichte dicke Materie, die hernach, wenn ſie reif iſt, fein flüſſig und gleichförmig wird. (2) Nimmt man von dieſer Materie unter das Microſcop, und befeuchtet ſolche mit etwas Waſſer, ſo ſiehet

(1) Vorläufige Nachricht von einigen das Geſchlecht der Pflanzen betreffenden Beobachtungen S. 2. und dritte Fortſetzung S. 136-153.

(2) Vorläufige Nachricht S. 7.

het man ganz deutlich, daß dieſe feine flüßige Materie nichts anderſter als ein klares Oel ſey, die ſich auf keinerlei Art und Weiſe mit dem Waſſer, hingegen aber gar gerne mit jedem andern Oel vermiſcht. Am deutlichſten kann man dieß an dem Saamenſtaub der Feuerlilie wahrnehmen, deren goldgelbes Oel auf dem Waſſer ſchwimmet, und ſich gar deutlich und häufig zeigt, auſſerdem iſt wohl nicht ein einziger ächter Saamenſtaub, der nicht auf gleiche Art geprüft, jedem Kenner ſein Oel ganz deutlich zeigen ſolte.

Da alſo dieſer männliche Saamenſtaub, wenn er auf dieſe Art durch Waſſer aus ſeinen Zellen heraus getrieben wird, ſich mit dem Waſſer gar nicht vermiſcht, ſondern in beſondere Tropfen, Ströme ꝛc. ꝛc. abgeſondert bleibt, ſo erhellet ſchon daraus

ſeine

BIBLIOTHECA BODLEIANA

Digitized by Google

seine öhlichte Natur. (3) Sezt man ihm hingegen ein Oel bey, so vermischt er sich sogleich mit solchem, fließet zusammen und giebt dadurch einerlei Natur und Eigenschaft mit demselben handgreiflich zu erkennen.

Dieser männliche Saame, der wie ich so eben gesagt, anfänglich als eine dicklechte körnichte Materie in den Geweben des Saamenstaubs eingeschlossen ist, wird durch die Wärme der Sonne nach und nach zeitig, folglich dünn und flüßig. Er fließet alsdann ganz sanft zu den Ausführungs-Kanälen heraus, kommt zur Befruchtung auf die weiblichen Theile, und vermischt sich mit den daselbst befindlichen Feuchtigkeiten. Je wärmer das Wetter, je

(3) Dieß männliche hat Herr Gleditsch bemerkt, und den männlichen Saamen vor eine öhlichte Feuchtigkeit erkläret. Hist. de l' Acad. Roy. de Berlin Anno 1767. pag. 5.

ſchneller gehet dieſe Zeitigung vor ſich, hingegen je kühler es iſt, je langſamer ereignet ſich ſolche. (4)

Auſſer dieſen microſcopiſchen Beweiſen, wodurch ſich das Auge lebhaft von dieſer Wahrheit überzeugen kann, und deren ich im Frühjahr 1772 gar unbeſchreiblich viele und verſchiedene in dem hieſigen kurfürſtlichen botaniſchen Garten durch die freundſchaftliche Bemühungen meines Freundes des Herrn Kölreuters geſehen habe, iſt auch das Wachs der Bienen ein klarer Beweiß, daß der männliche Saamenſtaub blos ein flüſſiges Oel enthalte, wenn er hinlänglich zeitig iſt. Es iſt bekannt, daß die fleiſſige Biene den unzeitigen Saamenſtaub (5) auſſammle, an den Füßen nach Hauſe tra-

(4) Dritte Fortſetzung S. 135.

(5) Die Bienen ſammlen eben nicht gerade lauter unzeitigen Saamenſtaub, ſondern wohl mei-

trage und die Kunst verstehe, solchen in Wachs zu kneten. Dieses Wachs aber läs-
set sich durch das Feuer gar leicht in Oel auf-

stens schon ganz reifen, benutzen aber zu Verfertigung ihrer Wachskugeln blos den übrigbleibenden gröbern körnichten Stof desselben, den die bloße Wärme unsrer Atmosphäre, in ein flüssiges Oel aufzulösen nicht hinreichend ist, nachdeme sie zuvor den noch in den Saamenstaubbeutelchen zu eben der Zeit vorhandenen kleinen Vorrath flüssigen männlichen Saamens durch öfteres Reiben und Kneten aus ihnen, wie aus kleinen Schwämmchen, vollends ausgepreßt haben. Denn der ganze Saamenstaub nebst seinen Häuten läßt sich gewiß nicht zu Wachs kneten. Ich habe es mehr als einmal, aber immer vergebens versucht; und vermuthlich ist die Ursache keine andere, als weil wir nicht, wie die Bienen, die Kunst verstehen, die Häute des Saamenstaubs von dem gröbern wachsichten Kern desselben abzusondern. K. — Gleichwohl kann man den Saamenstaub, wenn man ihn in einer gelinden Wärme sattsam und sanft abreibt, in eine Masse verwandeln, die um Tacht gelegt, wie Wachs abbrennt, nur daß ein solches Wachslicht, vermuthlich wegen den damit vermischten Häutchen, knastert: Und sind nicht jene Massen, die bey dem Wachsauspressen übrig bleiben, und die

man

auflöſen, und beweißt alſo dadurch ganz natürlich die öhlichte Natur des Saamenſtaubs.

Auſſer dieſen Beweiſen findet man noch mehrere, die dieſe öhlichte Natur anzeigen. Der berühmte Herr Gleditſch hat den männlichen Saamen des Tannenbaums mit Queckſilber ſo lange gerieben, bis man keine Spur davon mehr im Queckſilber geſehen, und ihn blos durch das vermehrte Gewicht bemerket. Dieſe ſo erhaltene Maſſe hat ſich faſt wie Wachs kneten laſſen, und wenn er ſie in Papier eingewickelt, ſo hat ſie Oelflecken in demſelben hervorgebracht, zum klaren Beweiſe der öhlichten Natur des männlichen Saamens. (6)

§. 3.

man hier unter dem Namen von Bienenköpfen (weil bei der ehemaligen Methode, die Bienen zu tödten, ihre Körper mit unter dieſem Auswurf waren) hinweg wirft, eben dieſe Häute des männlichen Saamenſtaubs? M.

(6) Hiſt. de l'Acad. Roy. de ſciences & belles lettres, l'Année 1767. p. 5.

§. 3. Der weibliche Saamen iſt ölichter Natur.

Der weibliche Saamen (7) iſt ebenfalls ölichter Natur, auch davon kann man ſich ſo gar mit den bloſen Augen überzeugen. Wenn man das Stigma um die Mittagsſtunde, bei ſchönem Sonnenſchein betrachtet, ſo wird man ſolches vor ſeiner Befruchtung mit einem feinen, überaus glänzenden Oel überzogen ſehen, iſt hingegen die Befruchtung ſchon geendet, ſo findet man es nur noch mit ſchmutzigem unanſehnlichem Oele überzogen. Dieſer Augenſchein wird einen jeden ſattſam belehren, vorzüglich wenn er noch die merkwürdige Erfahrung des Herrn Kölreuters damit vergleicht, der jedes Oel, ſo er auf dieſe weib-

(7) Ich nenne ihn hier mit gutem Vorbedacht weiblichen Saamen obgleich Herr Kölreuter ſeiner Theorie wegen ihn überall in ſeinen Schriften nur die weibliche Feuchtigkeit zu nennen pflegt.

weiblichen Theile, um die Zeit, wenn die Feuchtigkeit recht glänzend war, getragen, sogleich sich mit derselben vermischen gesehen. Ich führe seine eigene Worte hier billig an. „Ich verschnitt eine Nicotiana rustica auf „die gewöhnliche Art, und ließ sie in diesem „Zustande so lange, bis sich die weibliche „Feuchtigkeit hie und da auf demselben in „Gestalt kleiner Tropfen zeigte. Alsdann „trug ich einen Tropfen süß Mandelöhl dar„auf, und breitete denselben vermittelst eines „feinen Pinsels auf der ganzen Oberfläche „des Stigma aus. So unmöglich dieß bei „einem Tropfen Wasser, oder bei irgend „einer andern wässerichten Feuchtigkeit zu be„werkstelligen wäre, so leicht geht es bei „jeder öhlichten Materie von statten; ja es „geschiehet sogar die Ausbreitung derselben, „und ihre Vermischung mit der weiblichen

„Feuch-

„ Feuchtigkeit als einer ebenfalls öhlichten Ma-
„ terie gröſtentheils ſchon von ſich ſelbſt und
„ faſt augenblicklich (8).

§. 4. Die leichte und genaue Vermiſchung dieſer Saamen-Feuchtigkeiten beweiſen einerlei Natur.

Ich habe nun ſowohl die öhlichte Natur des männlichen als des weiblichen Saamens bewieſen, ſie erhellet noch deutlicher durch ihre beiderſeitige Vermiſchung. Auch hier will ich mich der Worte des vortreflichen Kölreuters bedienen, der einen eignen Beobachtungs Geiſt hat, die Natur auszulauern. „ Es war, „ ſchreibt er, um die Mitte des Julius 1759. „ als ſich einſt an einem ſchönen, hellen und „ warmen Tage eine Blume von Hybiscus „ Manihot aufſchloß. Ihre fünf Karmeſin-„ rothe männliche Theile ſtunden aufrecht

„ und

(8) Zweite Fortſetzung S. 98.

„ und hart aneinander. Die weiblichen Staub-
„ kölbchen öffneten sich allmälig, und zeigten
„ schon zum Theil ihren blaßen, schwefelgel-
„ ben und undurchsichtigen Saamenstaub. Die
„ kolbichten, dunkelrothen, weiblichen Theile,
„ die bisher noch ganz trocken geblieben,
„ fingen an, aus ihren sehr langen, feinen
„ und spitzigen Wärzchen die weibliche Feuch-
„ tigkeit auszuschwizen, und bekamen da-
„ durch einen Glanz, als wenn sie mit einem
„ Firniß überstrichen, oder mit einem feinen
„ Oel getränkt worden wären. Ich belegte
„ sie hierauf vermittelst eines zarten Pinsels
„ mit einer geringen Anzahl undurchsichtiger
„ Saamenstäubchen. Bald hierauf bekamen
„ auch diese Saamenstäubchen einen Glanz,
„ und mit demselben eine Durchsichtigkeit,
„ die sie zuvor unter ihrem matten Ansehen
„ noch nicht hatten. Der Glanz der weibli-

„ chen

„ chen Theile nahm von der sich auf ihnen
„ häufenden Feuchtigkeiten immer mehr zu,
„ und die aufgetragene Staubkügelchen wur-
„ den endlich, eins nach dem andern so klar
„ und durfichtig, daß die purpurrothe Farbe,
„ der unter ihnen liegenden Wärzchen, sehr
„ stark durch sie hindurch schien. Während
„ der Zeit aber, daß sie den höchsten Grad
„ ihrer Reife erreichten, fiengen sie schon an,
„ an Größe ein wenig abzunehmen; nach und
„ nach verlohren sie auch ihre Durchsichtigkeit,
„ wurden immer kleiner und schienen unver-
„ merkt Runzeln zu bekommen „ ꝛc. ꝛc. (9)
Da es nun aus den Erfahrungen eben dieses berühmten Mannes sattsam bekannt und richtig ist, daß bei dem Zeitigwerden des männlichen Saamens, er auf eine unmerkbare

(9) Dritte Fortsezung S. 153.

Art ausfließe, (10) so erhellet ganz klar, daß bei seiner höchsten Durchsichtigkeit er vollkommen dünn und flüßig gewesen, und deswegen zu seinen Ausführungs-Kanälen heraus geströmet; weswegen hernach seine Häute, wegen dem leer werden, Runzeln bekamen. Die aus dem Saamenstaub durchgeschwizte männliche Feuchtichkeit war dennoch nirgends in der weiblichen Feuchtigkeit sichtbar; zum klaren Beweise, daß er bei seinem sanften Ausströmen, sich gleich unmerkbar mit derselben vermischt, und eben dadurch mit selbiger einerlei Natur angezeiget, so wie die Beimischung des Mandel- oder eines andern Oels, die nämliche Natur uns belehret hat.

Man muß also den Schluß des Herrn Kölreuters gänzlich unterschreiben, den er aus der Fülle der Erfahrungen heraus gezogen. „ Beide sowohl der männliche Saamen,

„ als

(10) Vorläufige Nachricht §. 3.

„ als die weibliche Feuchtigkeit auf den Stig-
„ maten ſind dichter Natur, vermiſchen ſich
„ daher, wenn ſie zuſammen kommen, auf
„ das innigſte miteinander, und machen nach
„ der Vermiſchung eine gleichförmige Maſſe
„ aus, die wenn anderſt eine Befruchtung
„ erfolgen ſoll, von dem Stigma eingezogen,
„ und den unbefruchteten Keimen zugeführet
„ wird „ (11).

§. 5. Natürliche Folge aus dieſen Erfahrungen.

Da alſo der männliche Saamen dichter Natur iſt; da der weibliche Saamen ebenfalls dichter Natur iſt, ſo iſt es ja ganz deutlich, daß alle wirkſame Kraft der Pflanzen in dem Oel verborgen liege. Denn es iſt durch ſo viele tauſend und tauſend Verſuche beſtätigt, daß kein Saame zur Reife komme, wo-

(11) Vorläufige Nachricht §. 8.

fern eines von diesen ölichten Saamenfeuchtigkeiten fehlt, und in den botanischen Gärten kann man ja einem jeden Pflanzen genug zeigen, die das ganze Jahr blühen, nie aber Saamen hervorbringen, weilen sie nur von einem Geschlechte Blumen tragen, und ihnen also entweder die männlichen oder weiblichen Theile fehlen. Sind sie aber beisammen, so vermischen sich diese beide ölichten Feuchtigkeiten mit einander; es entsteht eine drittere ölichte Feuchtigkeit, die zu dem unbefruchteten Saamen-Hülsen hinunter steigt, dort einen Keim bildet, ihm das Vermögen ertheilet, zu wachsen, und in sich die Grundlage künftiger Pflanzen auszubilden (12).

Die

(12) Jene die hievon eine überzeugende Gewißheit noch nicht haben, dörfen nur des berühmten Herrn Gleditsch merkwürdigen Versuche mit dem Palmbaum, mit dem Terpentin- und Mastixbaum lesen; Hist. de l'Academ. Roy. de Ber-

Die uranfänglichen Theile einer zukünftigen Pflanze sind also ein wirkliches Oel, so nach geschehener Vermischung jenen Keim bilden (13), den wir in jedem Saamenkorn und zwar meistens in dessen Mitte erblicken;

Berlin 1767. Pag. 1. Siehe auch dessen Betrachtungen des Bienenstandes der Mark Brandenburg S. 7 und 8.

(13) Gemeiniglich wird davor gehalten, der Keim sey schon vor der Befruchtung gegenwärtig. Aber der berühmte Camerer hat schon längst das Gegentheil durch Versuche erörtert und gezeiget, daß vor der Befruchtung nur die leeren häutigen Behältnisse da wären, und erst nach Vermischung der beiden öhlichten Feuchtigkeiten die erste Grundlage der künftigen Pflanzen, der Keim selbst, entstünde und gebildet würde. Ich führe dessen eigne merkwürdige Worte an. — Majusculum papilionaceum florem nondum pansum, adeoque nec justa magnitudine nec debito colore adhuc praeditum examinandum sumsi, in siliquae post floris delapsum intumescere solitae rudimentum, qualenam tunc temporis sit, remotis petalis, staminibusque inquisiturus: ubi sane per tenellae siliculae, soli obversae, clarius per microscopium visae, membranulam notare licuit, transparentes virides exiguas vesiculas, suo jam ordine ad mediam costam locatas, quas ex continuata sequentium dierum

Dieß iſt eigentlich der weſentliche Theil der zukünftigen Pflanze; hier ſiehet man ſchon den Theil, der die Wurzel geben ſoll, auch jenen der den Stamm giebt, und dieſe ſind durch die Vermiſchung zwoer öhlichter Feutichkeiten entſtanden, ohne welche die Saamenhülſe verdorret und abgefallen wäre.

§. 6.

---

dierum in pluribus obſervatione, non aliud fuiſſe comperi, quam externum futuri ſeminis involucrum ſeu corticem. Poſtquam enim caſſae iam ſuo polline apicum capſulae cum Petalis fuiſſent delapſae, & exporrecta magis ſiliqua, in cavitate veſicularum medioque liquore limpido non viſum antea notari primo coepit punctum quoddam viride, ſive globulus plane exiguus, libere natans, in quo nihil adhuc organici, vel diſſimilaris agnoſci, a me quidem poterat; at ſub ulteriori incremento bina foliola diſtingui, liquorem ſenſim abſumi & tandem perfectam, ſobis, germine & radicula ſeminalem plantulam ſolam cavum corticis explere avtopsia docuit. Epiſtola de ſexu plantar. Die Schrift welcher dis höchſt merkwürdige Schreiben als eine neue Auflage beygedruckt iſt, iſt I. G. Gmelin Sermo academicus de novor. vegitabilium poſt creationem divinam exortu. Tubing. lit. Eberhard. 1749.

§. 6. Die Saamenblätter sind ölichter Natur.

Aber nicht allein der Keim ist durch eine ölichte Feuchtigkeit entstanden, auch der den Keim umgebende Kern, ist von dieser ölichten Natur. Es ist bekannt, daß hier die Natur die Vorrathskammer zur Ernährung für den jungen Keim zubereitet hat, so lange bis er stark genug ist, aus der Schaale heraus zu treten, und durch seine Wurzeln fremde Nahrung zu suchen; Jeder Saamen kommt darinn mit dem Ey überein, so sein Hünchen in der Schale ernährt, so lange es in derselben verborgen ist; hier in dem Saamen kennt man die Gefäße welche diese zubereitete Feuchtigkeit langsam dem wachsenden Keim zuführen (14).

(14) Herr Bonnets Versuch muß ich hier billig anführen; Er schnitt bei Bohnen die Saamenblät-

Nun wollen wir sehen, was denn die Natur dem jungen Keim vor Nahrungssäfte zubereitet, und werden nicht übel schliessen, wenn wir diese für die allerbesten halten. Hier zeigt uns die Erfahrung abermal, daß sie meist ein wesentliches Oel enthalten, so bei einigen mehr, bei andern weniger, bei allen aber durchaus zugegen ist. Ich will mich in einer bekannten Sache keines weitern Beweises bedienen. Ist nicht das Oelschlagen aus dem Saamen schon ein handgreiflicher Beweis? Zudem haben es andere

aus

---

blätter hinweg, nahm die Keime heraus, steckte diese Keime in feuchten Grund, und hielte sie einige Zeit im Schatten; alle diese Keimen faßten Wurzeln, sie trieben und fiengen auch an zu blühen. Aber sie blieben ausnehmend kleine Zwerge, indem sie nur 2 Zoll hoch wurden, und Blätter und Blüte verhältnismäßig waren. Ein Keim kann also wohl ohne Saamenblätter wachsen, aber nur höchst elend, und dieß beweißt, was ich oben gesagt. Bonnet über den Nutzen der Blätter S. 138.

aus chimischen Gründen dargethan, und ich verweise meine Leser vorzüglich auf die schönen Bemerkungen des Herrn Wallers. (15)

Daß aber dieses Oel des umgebenden Kerns wirklich nöthig sey, ist daher ganz klar, indem ein Saamen nicht mehr keimet, dessen Oel durch die Länge der Zeit scharf und zur Ernährung untauglich geworden. Saamen von mealichter Beschaffenheit verlieren deswegen ihre Kraft zu keimen gar bald; hingegen erhalten jene Saamen die voll Oel sind, ihre Kraft zu keimen sehr viele Jahre. Home

(15) Herr Waller hat gefunden daß der völlig reife Saamen durch Auslaugen mit reinem Wasser, nicht das geringste Salzartige in sich enthalten, im Destilliren erst ein sauerlecht öhlichten Geist, nachher wahres Oel gegeben, im offenen Feuer aber in Flammen gerathen. Hieraus macht er den sicheren Schluß, daß der Saame aus einer durch die innere Bewegung von dem Wasser herrührende Erde seye, die mit einer grossen Menge Oels verbunden ist. S. Chimische Grundsätze S. 46.

erzählt uns das merkwürdige Beiſpiel an dem Wegſenf, der aus Stellen heraus gegraben worden, wo ſeit 1000 Jahren Häuſer geſtanden, und der dennoch reichlich aufgegangen (16). Und dergleichen Beiſpiele haben wir gar viele, die beweiſen, daß ölichte Saamen ihre Kraft zu keimen ſehr lange behalten. (17)

§. 7. Merkwürdige Folgen, wenn die Abſonderung dieſer Oelichkeiten verhindert wird.

Ich habe bishieher gezeigt, daß der männliche und weibliche Saamen ölichter Natur ſey; daß die Natur dem jungen Keim zu ſeiner erſten Nahrung ölichte Feuchtigkeit beſtimmt habe; daß ein Saame des Keimens unfähig ſey, wenn ſein

Oel

(16) Grundſätze des Ackerbaues S. 179.

(17) Saamen die gar voll Oel ſind, verliehren zwar ihre Kraft zu keimen auch bald, aber blos deswegen weil das Oel ſcharf und zur Ernährung untauglich wird.

Digitized by Google

Oel durch die Zeit verlohren, oder eingetroknet ist: Nun wollen wir die Erscheinungen betrachten, die sich ereignen, wenn mann durch die Kunst diese Absonderung der dichten Feuchtigkeit verhindert, und folglich in dem Stamm der Pflanze zurück hält. Wir werden sehen, welche wichtige Folgen dadurch in der Pflanze hervorgebracht werden. Die jährlichen Pflanzen, die Bastarte und viele ausländischen Pflanzen, die in den Gewächshäusern gehalten werden, geben uns hier zu merkwürdigen Beobachtungen hinlängliche Gelegenheit.

Wenn man die jährlichen Blumen (18) zu blühen und Samen zu tragen hindert, so kann man

(18) Ich rede hier von solchen jährlichen Pflanzen, die durch die Länge der Erfahrung als solche bestimmt sind, keineswegs von solchen, die in unserm Himmelsstrich nur deswegen jährlich sind, weil ihre Wurzeln unsere Winter nicht vertragen; Zum B. der Wunderbaum, die Hiobsthräne ꝛc. ꝛc. und mehrern Gartenblumen, die im Freyen verderben, in den Gewächs- oder Treibhäusern aber bleibend sind.

Digitized by Google

man ſie viele Jahre ausdauern machen. Haben ſie aber einmal geblüht und Saamen getragen, ſo iſt keine Kunſt vermögend ſie länger zu erhalten, ſondern ſie ſterben gänzlich ab. Was mag die Urſache dieſer Erſcheinung ſeyn? Jener ölichte Stof, den die Pflanze theils durch die männlichen Theile, theils durch die weiblichen Theile abſondert, theils auch zur Zeitigung des Saamens verwendet, bleiben hier bei verhinderter Blüte zurück, und werden zur längeren Vegetation der Pflanze verwendet. Iſt er aber einmal abgeſondert, ſo iſt das weſentliche der Pflanze ſo entſchöpft, und der Stamm dermaßen ausgemergelt, daß man ſelbſt durch die Kunſt dieſe abgelebte Vegetation nicht mehr erneuern kann, ſondern die Pflanzen dem Verweſen überlaſſen muß.

Noch klarer beweiſen dieß die vortreflichen Verſuche des Herrn Kölreuters mit den vielen

len Baſtarten, die ſeine künſtliche Hand zum Erſtaunen aller Vernünftigen hervorgebracht, und in die Reihe wirklicher Dinge eingeführet hat. Alle dieſe ächten Baſtarten ſind wahrhaft unfruchtbar, (19) das iſt, ſie blühen zwar häufig, aber vorzüglich den männlichen Theilen fehlt jener ölichte Stof, dem ich die Wirkſamkeit zugeſchrieben. Wahrſcheinlicher weiſe ſind hier in den Zeugungsgliedern die Ausſonderungsgefäße fehlerhaft, die dieß Abſcheiden des ölichten Stofs unmöglich machen; er bleibt alſo in der Pflanze ſelbſt zurück, und

ver-

(19) Ich ſage hier ächte Baſtarte. Denn allerdings hat Herr Kölreuter auch aus ſeiner künſtlichen Vermählung Saamen erhalten, deren Pflanzen nachher mehr oder weniger fruchtbar waren. Aber ganz billig hat er alsdann zwiſchen den Pflanzen der männlichen und der weiblichen Gattung, die in ihrer künſtlichen Vermiſchung nachher fruchtbare Saamen gegeben, eine ſo genaue Verwandſchaft gemuthmaſet, daß er ſie mehr vor Varietäten, als vor wahre Gattungen erkannt hat

verursacht daselbst, daß durchaus eine stärkere Vegetation bei ihnen beobachtet wird. Alle diese Bastarten wachsen viel schneller, viel ansehnlicher, und selbst während der Blüthe und nach derselben hört diese stärkere Vegetation nicht auf. Vielleicht wird zwar jemand einwenden, daß dieser Beweiß zwar für den Zustand nach der Blüthe, aber nicht vor derselben passe. Aber ich glaube daß dieser fehlerhafte Bau der männlichen und weiblichen Geburtsglieder schon in der jungen Pflanze vor ihrer gänzlichen Entwickelung sich äussere, seine beträchtliche Folgen habe, und schon hindere, daß diese dichte Feuchtigkeit nicht dazu verwendet werden kann, weswegen sie desto stärker in dem Stamm und Blätter wirket.

Noch findet man in den Gewächshäusern der ausländischen Pflanzen Stämme, die seit

un-

(20) Dritte Fortsezung S. 44. ꝛc. ꝛc.

undenklichen Zeiten da stehen, und ihre natürliche Dauer weit über jene gewöhnlichen Gränzen ausgedehnet haben, die sie in ihrem Vaterlande sonst zu haben pflegen. Die Ursache ist, weilen sie nicht den gehörigen Grad Hitze haben, den sie in ihrem Vaterland erhalten, und überhaupt einer widernatürlichen Behandlung ausgesezt sind, folglich, da sie nicht zur Blüthe und Frucht kommen, sich auch nicht erschöpfen, und wegen den zurückgehaltenen dichten Feuchtigkeiten ihrem Stamm diese lange Lebensdauer verschaffen. So habe ich in gar vielen grosen Gräten Pisange (Musa paradisica) gesehen, deren Alter nicht bekannt war, so lange waren sie schon Bewohner der Gewächshäuser. Nie hatten diese geblühet, und waren dessentwegen zu diesem hohen Alter gelangt; indem

es

es bekannt ist, daß wenigstens diese Gattung unabgänglich abstirbt, so bald sie geblühet, und Früchte getragen hat. Hingegen habe ich im Merz 1769, einen von Wurzeln ganz entblöseten jungen einen Schuh langen, Pisang erhalten; dieser ist in wenigen Jahren zu der ansehnlichen Höhe von 24 Schuh gewachsen; hat Blätter gehabt, die nebst dem Stiel bey 10 Schuh lang, und anderthalb Schuh breit gewesen, und darauf hat er im Frühjahr 1772 seine Blumenstengel getrieben, und im Monat October 15 sehr große reifen Früchte, ohne die vielen kleineren gegeben, worauf er sogleich abgestorben. Hier hat also der Pisang in Zeit 3 Jahren seinen ganzen Lebenslauf geendet, da er hingegen in Treibhäusern, wo er nicht blühet und Früchte trägt, ein halbes Jahrhundert ausdauern kann. Eben dieß siehet man bei der großen

ameri-

americaniſchen Aloe (Agave Americana) von welchen man in vielen Gärten Stämme antrift, die vielleicht vom Grosvater auf den Urenkel fortgeerbt ſind, und ein Jahrhundert erlebt haben. Bemüht man ſich darum, ſo kann man ſie längſtens in 15, bis 25 Jahren zur Blüthe bringen, nach welcher ſie ebenfalls abſterben. Und dergleichen Beiſpiele ließen ſich mehrere anführen; ich habe aber bekannte Pflanzen erwählt. Ein ſo erſtaunender Unterſchied in der Lebensdauer dieſer Pflanzen, wird hier allein durch die verhinderte Blüthezeit bewürkt. Entſchöpft ſie die Blüthe, ſo ſterben ſie ſogleich ab; werden ſie aber nicht dadurch entſchöpft, ſo trotzen ſie in Dauer beinahe einer Ewigkeit entgegen. Das öfters an den Blumenſtängeln junge Aloen hervortreiben, iſt meinem Satze gar nicht

zuwider; Denn dergleichen Knospen, daß ich mich auch hier des Ausdrucks bediene, entspringen noch, ehe die Pflanzen durch Reifung der Früchte gänzlich entschöpft sind.

§. 8. Auch die ölichte Natur des Honigs ist hier ein Beweiß.

Auch der Honig, den wir in den Grund der Blumen finden, ist ein klarer Beweiß, daß die Natur hier zur Blume einen Ueberfluß von ölichten Feuchtigkeiten zufließen läßt, aus welchen sie denn das feinste und beste zu obigem Behuf verwendet, das gröbere aber als Honig absondert, und dadurch noch Nebenabsichten erreicht, die hier anzuführen, mich zu weit abführen würde. Daß aber dieser Saft Honig sey, hat uns abermals Herr Kölreuter hinlänglich bewiesen. (21.) Ich habe es dieß

Jahr

(21) Vorläufige Nachricht S. 46.

Jahr in der Blüthe des Honigbaums (meliantus major) ebenfals sattsam bemerket. Dieser Honig ist aber auch ölichter Natur; Ich glaube mich in einer bekannten Sache des Beweises entschlagen zu dürfen. (22)

§. 9. Etwas von der Erzeugung.

Es würde allerdings vortreflich seyn, wenn ich meinen Lesern hier etwas gewisses von der Erzeugung sagen könnte. Aber die Natur hat hier einen Vorhang vorgezogen, hinter welchen zu schauen, es uns wenigstens bis izt noch nicht erlaubt war. Alle unsere Weißheit ist leider hierinn noch Schattenspiel. Meinungen, auch wahrscheinliche Meinungen genug, aber Wahrheiten vielleicht keine. Dem Oekonomen selbst ist

(22) Daß der Honig ein klares Oel sey, sage ich nicht; aber daß seine Hauptbestandtheile ölichter Natur seyen, dieß, glaube ich, ist ungezweifelt richtig.

es zwar gleichgültig, ob er weiß, wie die Natur in das Oel des Saamens, die so höchst verschiedenen Charaktere der Pflanzen hat wissen zu verbergen; ihm ist gleichgültig, ob diese Wesenheit der zukünftigen Pflanze in dem männlichen oder weiblichen Saamen verborgen liegt; auch ist ihm gleichgültig zu wissen, durch welchen wunderbaren Bau der Pflanzen es bewerkstelliget wird, daß endlich aus den so vielen Nahrungssäften dennoch ein von Wasser und Salz geläutertes Oel abgesondert und zur Befruchtung verwendet wird; er ist zufrieden, wenn er nur gewiß weiß, daß dasjenige, was unsern Sinnen sichtbar und fühlbar ist, ein Oel sey. Er führet solches seinem Acker und Fruchtfeldern zu, und überläßt es der Natur, dieß rohe Oel nach ihren Bedürfnissen umzuformen, und in ihm alle

das-

dasjenige niederzulegen, was zu Belebung und Bildung der künftigen Pflanzen erforderlich ist.

Indessen will ich doch etwas davon hersetzen, welches auf allen Fall eine Erläuterung seyn mag. Ich glaube daß erst durch die Mischung des männlichen und weiblichen Saamens ein dritteres entsteht, so der Keim der künftigen Pflanze wird. Zwar solten die Kölreuterischen Versuche hierinn uns bald auf andere Meinung bringen. Denn durch die Zumischung eines fremden Oels hat er den männlichen Saamen untauglich gemacht, (23) hingegen hat der weibliche Saamen diesen Zusatz ertragen, ohne dadurch zu verderben (24) woraus man beinahe schlies-

(23) Fortsezung S. 70.

(24) Zweite Fortsezung S. 91.

sen solte, der weibliche Saamen sey nur ein unschädliches Zuführungs-Mittel, hingegen liege die ganze Wesenheit im männlichen Saamen.

Aber die Reizbarkeit der Stigmaten zur Zeit der Befruchtung (25) die man im gleichen Fall auch in dem Thierreiche bemerkt, lässet uns doch vermuthen, daß die hier in diesem Fall der Reizbarkeit abgesonderte Feuchtigkeit nicht blos ein unschuldiges Zuführungs-Mittel, sondern ein wesentlicher Theil seyn müsse; zudem sehen wir ja an den Bastartpflanzen, daß sie zwischen den väterlichen und mütterlichen Pflanzen beinahe das Mittel halten, und sie von jeden was an sich haben; folglich ist der mütterliche Antheil allzuklar, als daß man ihn läugnen könnte.

Noch

(25) Von dieser Reizbarkeit der Stigmaten werde ich zu einer andern Zeit, meine Beobachtungen bekannt machen, hier würde es zu weitläufig und am unrechten Ort seyn.

Noch klärer erhellet dieſer mütterliche Antheil aus jenen Verſuchen, wo auf die noch ganz reinen Stigmaten, auf welchen noch kein weiblicher Saamen abgeſondert war, die Auftragung der Oele, in welchen männlichen Saamen verſenkt worden, gänzlich vergeblich war, indem keine Befruchtung erfolgte, ſondern die Blumen alle unbefruchtet abfielen. (26) Sie beweiſen ſattſam daß zwar die natürlichen Oele, wegen ihrer großen Verwandſchaft mit den weiblichen Saamen, denſelben bey der Zumiſchung nicht untauglich machen, daß ſie aber ſeine Stelle nicht erſetzen, er folglich kein bloßes Zuführungs-Mittel, ſondern ein höchſt weſentlicher Theil der Befruchtung ſeyn müſſe.

Auſſerdem ſcheint die Natur in dem Pflanzenreich die Blumen als die Abſchei-

(26) Zweite Fortſetzung S. 92.

dungsgefäße dieser Säften ganz allein bestimmt zu haben. Sie sezt deswegen die Blume immer an das Ende, weil dort der Trieb schon nachlässet, der diese ruhige Absonderung alle Augenblicke stöhren würde. Ihre Gefäße sind die feinesten, und erlauben gröberen Säften keinen Einfluß mehr; im Gegentheil scheint der Kelch bestimmt zu seyn, jene Säften abzusondern, die zu grob sind, in die feinern Kanäle hinein zu dringen. In den feinen Kanälen ist auch der Fluß langsamer; dahero ist es möglich, daß das Beste leicht abgesondert, das andere aber, ausgeführet werde. Das Beste führet die Natur in die Antheren und Stigmaten, das gröbere sondert sie bald durch die Blumenblätter und sonstige Ausdünstung, bald als Honig ab. (27)

In

(27) Daß aber dieser Honig ebenfalls sanft und nach und nach abgeschieden werde, hat Herr Hofrath

In dieser ruhigen Abscheidung besteht meines Erachtens die Fertigung des Saamenstaubs, und wir finden auch wo diese ruhige Absonderung fehlt, da giebt es keinen Saamen. Eine Pflanze die allzuvielen Trieb hat, blüht deswegen beständig, aber sie setzt keinen, oder sehr wenigen Saamen an; (28) Es geht alles so geschwind hinter einander, daß diese ruhige Absonderung keine Statt findet, sondern daß statt des ächten Saamens rohe Materien abgeschieden werden, die untauglich sind.

Ob aber der gemischte männliche und weibliche Saamen würklich belebe, oder ob

Gleditsch in den 21. 22. 23. 24. und 25. Blatseiten der Vorrede zu der Betrachtung des Bienengeschlechtes in der Mark Brandenburg klar gezeiget, und seine Bemerkung über den Honigbaum, der auch bei mir jährlich blühet, beigefügt.

(28) Dieß kann man bei Aeckern bemerken, die für ihre eingesäete Fruchtsorte zuviel gedüngt sind. Diese haben einen so starken Trieb, daß sie zwar

er nur nach Herrn Wolf (29) eine Ernährung sey, ist abermals schwer zu bestimmen. Diese leztere Meinung hat viel in die Augen fallendes. Denn mit dem Begrif einer Belebung weiß ich gar keine vernünftige Idee zu verbinden. Aber die Ernährung scheint mir sichtbar. Denn so bald als diese neue Mischung dem schon da liegenden (freilich nur gemuthmaßten) Keim, zugeführet wird, so wird er auf einmal grösser, und wächst bis zu seiner Vollkommenheit; fehlt ihm aber die Mischung, so fällt er ab; folglich solte man glauben, er sey ernährt worden. Der weibliche Theil hat (seinen muthmaßlichen) Keim, so weit er gekonnt, ausgebildet, weiter konnte er sol-

sehr geil wachsen, blühen, aber nicht viel Saamen tragen, sondern taub werden. In Mist gesäete Saamen werden deswegen selten oder gar nie reifen Saamen bringen. Waller: S. 66.

29) Wolf Theorie von der Generation. S. 243-246 ꝛc.

solchen nicht bringen; durch diese Mischung der Saamen, wird ihm eine neue Nahrung zugeführt, die ihm vorher gemangelt, und die ihn nun zu seiner Vollkommenheit führt. Nach diesem Grundsatz wäre es auch leicht zu erklären, warum diese Saamenstoffe von Oel seyen, auch wäre der Mechanismus leicht zu erklären, indem es eine nur immer fortgesezte Ernährung wäre.

Die Knospen scheinen dieser Meinung sehr vortheilhaft zu seyn. In ihnen liegt die nämliche Kraft sich fortzupflanzen, und sich dadurch in das unendliche zu vervielfältigen, wie in den Saamen verborgen; nur ist das der Unterschied unter beiden, daß jeder Stamm seine Knospen treibt, daß hingegen zum Saamen offenbar die Mischung beider Geschlechter erfordert wird. Nimmt man nun die fortgesezte Ernährung an,

so

ſo findet man, warum jede einzele Pflanze Knoſpen treiben könne, denn die Nahrung hat ihr da nicht gemangelt; hingegen leidet der unreiſe Keim in der mütterlichen Pflanze daran, ſonſt fiele er nicht ab. Erhält er aber ſolche Nahrung auf das neue durch die beygemiſchte Feuchtigkeit des männlichen und weiblichen Saamens, ſo wird er reif, und iſt, wie der Knoſpe die Grundlage künftiger unzähliger Pflanzen.

So ausnehmend einfach, und höchſt begreiflich dieſe ſcharfſinnige Theorie iſt, nach welcher die beiden Sammenſtoffe, ein bis zum höchſten Grad der Vollkommenheit gebrachtes Nutriment, die Conception alſo eine fortgeſezte Ernährung wäre; ſo iſt es doch zu beklagen, daß ſie nicht mit der Erfahrung übereinſtimmet: Denn erſtens ſezzet der berühmte Herr Wolf in dem Keim

die

die Grundlage der gänzlichen Pflanze vorausaus. Zwar erinnere ich mich nicht, daß er diesen wichtigen Posten berührt, und er scheint ihn aus der Analogie nur als gewiß anzunehmen. Aber der Erfinder des Pflanzengeschlechts Rudolph Jacob Cammerer hat entgegengesezten Erfahrungen, indem nach ihm vor der Befruchtung blos nur die bloßen häutigen Behältnisse, oder vielmehr die Schalen oder Häute des Saamens da sind, die er immer gänzlich leer gesehen. (30) Ist also der Keim nicht da, so kann er auch nicht ernährt werden, wenigstens

ist

(30) S. oben die 12te Note, wo ich diese Stelle lieber ganz beisamen als das hieher gehörende hier getrennt anmerken wolte. Es ist doch wunderbar, daß seit 1692, wenigstens so viel mir bekannt ist, niemand diese Erfahrungen wiederholt; oder andere angestellt hat, die diesen wichtigen Punkt hätten sicher stellen können. Man hat überall den Keim vor die Befruchtung schlechterdings angenommen. Adanson sagt

ist es nach einer so bestimmten Beobachtung unbillig, ihn anzunehmen, es sey denn daß neuere Beobachtungen die Beobachtung des R. J. Camerers entkräften.

Auf-

in seiner Familles des plantes. P. 1. pag, 121. Il est prouvé par les observations microscopiques, que l'embrion se trouve tout formé dans les graines des plantes, qui n'ont pas été secondées &c. &c. Mir sind diese Beobachtungen nicht bekannt worden. Solte hier nicht die Analogie schuld seyn, daß wir so wenig Bestimmtes von der vegetabilischen Conception wissen, und solte nicht das ein Fehler gewesen seyn, daß man Erfahrungen aus dem Thierreich angewandt, um jene aus dem Pflanzenreich dadurch zu erklären, und so umgekehrt? Ich wenigstens glaube daß die Fortpflanzung in dem Pflanzenreich ungleich einfacher sey, und daß die Erfahrung aus dem Thierreich gar nicht hieher passe. Denn wir wissen 1) daß man den Knospen durch Oculiren, Propfen und Einsenken hinversezen kann, wo man will. 2) Wir wissen auch, daß Julius Ponedera sogar die Knospen ausgesäet und glücklich fortgebracht, also daß sie auch, ohne auf andere Stämme versezt, von sich selbst Wurzel fassen und zu einem Baum werden können. V. Anthologia in dis. secund. p. 25. 3) Wir wissen daß es Pflanzen giebt, die ihre Keimen abwerfen, und

Auſſerdem kann auch hier der Saamen kein Nutriment, es ſey auch von welcher Vollkommenheit es wolle, ſeyn; denn die Befruchtung geſchiehet in kurzer Zeit, und erſt

die alsdann auf den Boden fallen und Wurzeln faſſen. Dergleichen ſind die ſogenannten lebendig gebährenden. 4) Ferner wiſſen wir, daß ſich Pflanzen durch Zwiebeln, Knollen (bulbi) weiter pflanzen, 5) auch wiſſen wir, daß Blätter durch künſtliches behandeln Wurzeln ſchlagen, und in Bäume aufwachſen 6) ferner ſcheint es ſogar ſich bekräftigen zu wollen, daß in jedem Stück eines Aſtes, wenn er auch gar keine Knoſpen hat, daß ganze Weſen verborgen liege, und daß gar nicht einmal Augen zum Propfen erfoderlich ſeyen. Eine Sache worüber ich ein andermal meine Beobachtungen mittheilen werde. Ich will die andern Arten ſie zu vermehren nicht einmal alle anführen. Da wir nun ſehen, daß die Weſenheit der Pflanzen faſt in allen Theilen verborgen iſt, eine Sache, die man in dem Thierreich nicht beobachtet, die Polypen und einige Gewürme ausgenommen, ſo glaube ich, iſt es ſehr unrecht, die Erfahrung aus dem Thierreich hier in dem Pflanzenreich und ſo umgekehrt anwenden zu wollen. Sollte nicht die Analogie die Haupturſache unſerer Ungewißheit in einem ſo wichtigen Theile unſrer Erkentniß, in der Erzeugung ſeyn?

erst dann, wann die Antheren und das Stigma schon anfangen zu verwelken, merkt man, daß die Saamen anfangen zu wachsen, und ihre Dicke und Vollkommenheit dann erlangen, wenn jene schon gänzlich vergangen sind. Wäre aber die Befruchtung eine bloße fortgesezte Ernährung, so müßte das sanfte Ausdünsten des männlichen und weiblichen Saamens so lange geschehen, bis wenigstens das Korn seine gänzliche Dicke erreicht hat. Offenbar aber, geschieht diese fortgesezte Ernährung bis zum reifwerden des Saamens von den Pflanzenstamm, gar nicht von den Bestandtheilen der Saamenstoffe.

Auch die Bastarte widersprechen offenbar dieser Lehre. Denn nach den genauesten Beobachtungen halten sie zwischen der väterlichen und mütterlichen Pflanze das

Mit-

Mittel, welches nicht geschehen könnte, wenn die Befruchtung eine bloße fortgesezte Ernährung wäre. (31) Zudem hat Herr Kölreuter durch seine mühsamen und anhaltenden Versuchen die gänzliche Verwandlung einer natürlichen Gattung in die andere bewürket, (32) und sie bey mehr als 10 Pflanzen zu Stande gebracht; wie wäre das möglich gewesen, wenn hier der Keim schon da gewesen, und wenn die Befruchtung blos eine fortgesezte Ernährung gewesen wäre.

Nach allem diesen ist es das wahrscheinlichste zu glauben, daß durch die Vermischung des männlichen und weiblichen Saamens erst jenes drittere entsteht, so eigentlich der Keim ist, (33) und welcher in sich

(31) In gar vielen Orten des Kölreuterischen Werks.
(32) S. vorzüglich die dritte Fortsezung S. 51.
(33) Schon Aristoteles hatte diese Meinung, daß beide Saamen zur Bildung erfodert würden,

Digitized by Google

die Grundlage der ganzen künftigen Pflanzen enthält. Dieſer gemiſchte Saamen ſteigt in die hohlen Behältniſſe, wie zu ſeiner Mutter hinunter, erhält dort ſeine fernere Nahrung und Ausbildung, auch zugleich ſchon den Vorrath zur künftigen Nahrung, wenn er nun von dem mütterlichen Stock getrennt, in die Erde kommt. Dieß ſcheinen die Erfahrungen des R. J. Cammerers, und des Herrn Kölreuters zu beweiſen; vorzüglich ſtimmt dieſe Theorie mit dem Entſtehen der Baſtarten, und mit der gänzlichen Verwandlung einer natürlichen Gattung in die andere überein.

Die Vermiſchung des männlichen und weiblichen Saamens bildet alſo, nach meiner Meinung, die erſte Grundlage des Keims, wel-

wie ſolches den meiſten bekannt ſeyn muß. Herr Kölreuter nimmt ſie ebenfalls billig an, und trägt ſie, wiewohl etwas dunkel, in der Vorrede zur zweiten Fortſezung S. 5. vor.

welches jener sehr kleine grüne Punkt zu seyn scheint, den schon Cammerer bald nach der Befruchtung (34) bemerkt. Ist nun dieser wesentliche Theil erzeugt, so erlangt er fernerhin seine gänzliche Ausbildung in dem Saamengehäuse, wo er auch wahrscheinlich erst seine Saamenloben (Lappen) erhält, als welche in der Befruchtung mit gebildet worden zu seyn, nicht wahrscheinlich ist. Die nöthigen Säfte hiezu liefert der Pflanzenstamm; sie werden ebenfalls langsam abgeschieden, und diesen Theilen zugeführt, bis sie ihre vollkommene Größe erhalten haben.

§. 10. Folglich liegt in dem Oel der Urstof der Fruchtbarkeit.

Hier aus dieser Folge von Beobachtungen sehen wir also, daß die weise Natur

(34) S. oben die 13. Note.

die ganze Würksamkeit und das Vermögen der Pflanzen, seines gleichen durch Saamen hervorzubringen, in dem öhlichten Theil niedergelegt; wir sehen, daß zu seiner ersten Nahrung öhlichte Theile aus dem besten Pflanzensaft abgeschieden und aufgehoben werden; wir kennen die Würkungen, wenn das Oel in dem Saamen zu mangeln anfängt, oder unbrauchbar wird; auch sehen wir die besonders merkwürdigen Erfahrungen, die erfolgen, wenn man dasselbe durch Kunst in den Pflanzen zurück hält, und dürfen also vielleicht mit Gewißheit den Schluß machen, daß also in dem Oel der Urstof der Fruchtbarkeit, und das Hauptvermögen und Würksamkeit der Pflanze verborgen sey.

Bisher habe ich mich des Worts Oel, bedienet, um den Landwirten verständlich zu

seyn,

seyn, die mit den Kunstwörtern der Scheidekünstler nicht bekannt sind. Sonst würde ich den Urstof aller Fruchtbarkeit das Brennbare genannt haben, welches die Natur in öhlichte Feuchtigkeiten zu verbergen vor rathsam befunden und welches zwar der Scheidekünstler davon gänzlich absondert, aber, so viel ich weiß, noch nicht die Kunst erlernt hat, selbiges mit gehörigem Zusatz in Oel zu verwandeln.

Oel, so lange es in dieser Gestalt ist, ist zwar nicht fruchtbar, denn es kann nicht in die Gefässe eintreten, sich darinn bewegen, und zur Nahrung verwendet werden. Sobald man ihm aber das Vermögen ertheilt, sich mit dem Wasser zu vermischen, so wird es solches im höchsten Grade. Und dieß thun die Salze, vorzüglich die laugenhaften. Diese, wie

wir an der Seife schon längst wissen, geben dem Oel die Eigenschaft, sich mit dem Wasser auf das genaueste zu vereinigen; es wird dadurch in unendlich feine Theile verdünnt, und in den Stand gesetzet, in die feinsten Gefäße der Pflanzen einzudringen, und dort zur Nahrung verwendet zu werden.

Diese Auflösung des Oels, wird ferner noch durch die Sonnenwärme sehr befördert, indem es bekannt ist, daß ein geringer Grad Hitze erfordert wird, solches in Dünste zu verwandeln. Ist es nun durch Salze schon mit dem Wasser verbunden worden, so befördert die äussere Wärme, selbst die Gährung, die faulenden Dinge verursachen, die innere Bewegung, wodurch sie den höchsten Grad der Feine erlangen,

den ein Nahrungssaft haben muß. — Doch, dieß hier zu erläutern, ist meine Absicht nicht.

§. 11. Salze geben dem Oel die Eigenschaft, sich im Wasser zu verdünnen.

Hieraus erhellet also der Nutzen des Salzes in der Landwirtschaft. Die Landwirte sind bisher, wegen seinem Nutzen, sehr getrennt gewesen. Viele haben in ihm den Urstof aller Fruchtbarkeit gesucht; andere haben es vor den Magnet gehalten, der diesen Urstof aus der Luft ꝛc. ꝛc. anziehen müsse; mehrere haben es als schädlich verworfen.

Salz, an und vor sich selbst, ist im höchsten Grad unfruchtbar. Es mag nun unaufgelößt, oder aufgelößt seyn, so lange es seine salzigte Natur behält, ist es aus-

nehmend schädlich; indem es vermög seiner Natur auflöset, zertrennet, und statt den Pflanzenbau zu vergrößern, solchen gänzlich verstöhret. Hiemit stimmen die Erfahrungen aller Zeiten und Weltalter überein; ja, so weit die Geschichte uns in die ältesten Zeiten zurück führet, hat man solches als das Bild der Unfruchtbarkeit gehalten; und von selbigen Zeiten, bis auf die unsrigen, hat man jene Orten mit Salz bestreuet, denen man den ewigen Fluch der Unfruchtbarkeit hat ertheilen wollen. Pflanzen die mit verdünnten Salzwasser begossen werden, werden gelb und verderben sogleich; und alle die fruchtbarmachenden Salze, die Gewinnsucht, oder Unverstand erfunden, haben nie den mindesten Nutzen gehabt. Selbst die Natur zeigt uns dieß an; denn

in dem Saamen der Pflanzen (35) kann man durch Ausziehen mit reinem Wasser nicht das mindeste Salz entdecken; Beweiß genug, daß es zu scharf ist, selbst Nahrung zu werden.

Dieß sind ewige Wahrheiten, gegen welche niemand mit Grund etwas einwenden kann. Ganz anders verhält es sich aber mit dem alkalischen Salz, so bald es sich mit Oel vereiniget. Alsdann ist es als Auflösungsmittel das einzige Mittel, den Urstof der Fruchtbarkeit, nicht würksamer nicht besser, sondern nur theilbar zu machen; ja, ohne dieses Salz wird er gänzlich unbrauchbar bleiben. Aber man kann es alsdann auch nicht mehr Salz nennen. Denn seine schärfen Theilchen, sind durch die Theile des Oels so gebunden, und um-

(35) Siehe die 15. Note.

wickelt, daß es gar nichts mehr schaden kann. Es hat seine Natur abgelegt, hingegen dem Oel die Eigenschaft mitgetheilet, sich in dem Wasser eben so genau zu zertheilen, und aufzulösen, als das Wasser selbst. (36)

§. 12. Der Nutzen der Salze, wird daher eingeschränkt und näher bestimmt.

Diese Grundsätze führen uns dahin, Sachen vielleicht mit einiger Gewißheit zu entscheiden, die bis hieher den Landwirten vie-

(36) Ich sehe also das Oel, jede Fettigkeit, oder wie man es sonst nennen will, als den Hauptstof der Pflanzennahrung an, und betrachte das Salz als das erste Hauptmittel, diesen Urstof wirksam zu machen. Was ferner die Luft, die Sonne ꝛc. ꝛc. zu dieser Veränderung in der Pflanzennahrung beiträgt, ist nicht meine Absicht hier zu erläutern; Dieß ist schon von großen Männern geschehen, und würde mich vergeblich von meiner Ordnung ableiten. Ich betrachte nur iene Stücke hier, die von dem Fleiß des Landmanns abhangen, und ich bitte

vielen Zweifel erregt, und eben so gut zu Irrthümern als zu guten Folgen verleitet haben. Ich meyne, wir erlangen den wahren Gesichtspunkt, aus welchem wir den Nutzen der Asche, der Salzasche, des Kalks, des Gipses, und des Mergels genau beurtheilen können. Alle diese Dinge sind entweder Mittelsalze, oder alkalische Salze; sie sind ausnehmend vortreflich, wenn sie auf einen Acker kommen, der mit öhlichten Theilen beschwängert ist; schädlich aber, wenn sie auf einen magern Acker gebracht werden. Das wenige Fette, so sie noch antreffen, lösen sie auf, und mergeln den Acker gänzlich aus; wo sie aber nichts antreffen, da fressen sie, vermög ihrer natürlichen Eigenschaft

mich nach dieser hiegegebenen Erklärung zu beurtheilen, und nicht zu glauben, daß weil ich hier von Sonne, Luft ꝛc nichts rede, ich mißkonte die mächtigen Einflüsse derselben.

schaft, die Wurzeln ab, und zerstöhren das Gewächs. Jedesmal aber, man bringe sie auf den Acker wenn man will, bereichern sie ihn niemals, sondern sie setzen nur den daselbst befindlichen Reichthum in wirklichen Ertrag. Doch die Sache verdient, daß man sie etwas genauer behandle.

Asche, ist eine durch das Verbrennen zurück gebliebene, mehr oder weniger salinische Erde. Da man den Nutzen der Asche besser kennt, als daß man sie so zum Ueberstreuen brauchen sollte; so rede ich hier nur von der ausgelaugten Asche. Diese hat schon sehr gemilderte Eigenschaften, ist aber allemal eine alkalinische Erde, die weiter nichts thun kann, als wenn sie Fettigkeiten antrift, solche auflöst und den Wur-

zeln

zeln der Pflanzen zuführt. Aber schwerlich wird sie einen Acker bereichern. (37)

Salzasche. (38) Alle diese Abgänge von dem Salzwerken, sind alkalinischer Natur

(37) Ich weiß daß hier viele, was die Asche und den Gips anbelangt, Erfahrungen entgegen setzen werden, aus welchen sie das Gegentheil folgern wollen. Nach aller unpartheiischer Prüfung kann ich aber nicht von meinem Grundsäz abgehen; auch die Erfahrungen sind viel zu neu, und lange nicht bewähret. Noch vor 18. Jahren mußten die hiesigen und Heidelberger Seiffensieder ihre Asche für Geld aus den Hof wegführen lassen; Darauf fanden sich Wiederkäufer, die solche unentgeltlich holten, und zum Ueberstreuen der Aecker gebrauchten. Hierauf kam sie erst langsam in Ruf. Auch der Gebrauch des Gipses ist noch neu. Herr von Justi hat zwar in dem alkalischen Salze, den ganzen Grund der Fruchtbarkeit gesetzet. S. dessen Preißschrift in dem 4ten Bande der Baierischen Akademie; und dahin verweise ich jene, die an dieser Hypothese Freude finden. Mir hat sie gar nicht gefallen, theils weil er offenbare falsche Erfahrungen so gerade hin als wahr annimmt, theils auch, weil seine Schlüße nichts weniger als bündig bei einer mittelmäßigen Prüfung werden erfunden werden.

(38) Unter diese Abgänge gehört auch der Gips, der sich immer dabei einfindet.

Digitized by Google

Natur, die, da sie mehr oder weniger mit dem Sauern gesättiget sind, mehr oder weniger, die Natur eines Mittelsalzes an sich haben. Hieraus erhellet schon, daß sie mit der Asche von gleicher Würkung, und selbsten den Acker zu bereichern ausser Stande sey, die daselbst vorfindlichen fettigen Theile aber in fruchtbaren Stand setzen könne.

Kalk. Der Kalk giebt schon dadurch, daß er mit allem Sauern aufbrauset, zu erkennen, daß er alkalinischer Natur sey. Dieß wird er durch das Brennen noch in stärkerem Grad, und seine alkalinische Natur bestimmt schon seinen Einfluß in die Fruchtbarkeit. Man hat allerhand Kalkerden, und Kalksteine. (39) Zu den erstern gehören die

(39) Cronstedts Versuche einer Mineralogie S. 11. ꝛc. ꝛc. — Vogels Mineralogie S. 42. und S. 106.

die Kreiden, zu den andern hingegen die gemeinen Kalksteine, alle Sorten von Marmor ꝛc. ꝛc. Auf den Acker ausgestreuet, thut er die Dienste eines alkalinischen Salzes; nur muß man wohl bemerken, daß er scharf ist, folglich sich dessen in minderer Menge bedienen.

Gips. Ist eine mit Vitriolsäure gemischte Kalkerde. (40) Sie ist also so zu sagen, ein mineralisches Salz, und dadurch von dem Kalk verschieden. Hierinn sind die Scheidekünstler so einig, daß sie sogar durch die Kunst einen Gips zu machen verstehen. (41) Deswegen brauset er auch nicht mit den Säuern auf. Auch kann Kalk durch wiederholtes Brennen abermal in

Kalk-

(40) Cronstedt S. 23.
(41) Spoilmann Chimie pag. 160.

Kalk verwandelt werden; hingegen wird der Gips durch wiederholtes Brennen, oder auch durch heftiges Brennen, gänzlich verflöhrt(42) weil einer seiner Bestandtheile sich mit dem Brennbaren der Kohle vereinigt.

Hieraus kann man also ganz sicher allen den Nutzen bestimmen, den er in der Landwirtschaft hervor bringen kann. Da er von der Natur eines Mittelsalzes ist, das gleichwohl noch viele Erde bei sich führet, so wirkt er gelinder als der Kalk, aber schwerlich wird er, wie viele von ihm glauben, den Acker mit fruchtbarmachenden Theilen schwängern, sondern er wird immer wie ein Salz wirken, und nur die fruchtbarmachenden Theile, wenn er solche vorfindet, in Bewegung und Auflösung setzen.

Mer-

(42) Vogels Mineralogie S. 116. — Cronstedt S. 23.

Mergel. Ist eine mit Thon versezte Kalkerde, die bald (43) mit Sand, bald mit andern Erden vereinigt vorgefunden wird, und daher ihre so verschiedene Abtheilungen erhält. Da die beigemischte Erde ihm weiter nichts mittheilt, so sind seine Wirkungen blos von den Kalkerden, oder seiner gipsichten (44) Natur herzuleiten und daher schon sein Nutzen zu berechnen; nämlich daß er vielleicht selbst den Acker nicht bereichert, sondern nur die fruchtbare

(43) Cronstedt S. 32.

(44) Nach meiner Meinung ist der Mergel nichts anderster, als eine mit Thon vermischte Kalkerde; und da nach den unten anzuführenden Versuchen des Herrn Baume im Thon die Vitriolsäure ein vorzüglicher Bestandtheil ist, so erhellet schon daher seine grose Verwandschaft mit dem Gips. Könnte man also nicht den Mergel einen mit vieler Erde vermischten Gips nennen?

machenden Theile in Auflösung bringet. Von der Menge der ihm beigemischten Kalktheile hängt seine ganze Wirkung ab; daher läßt sich auch niemalen überhaupt bestimmen, ob man 6 oder 10 Wagen voll davon nöthig habe, weil eben diese Mischung so sehr verschieden ist, als man Sorten von Mergel hat. Und da diese Bestimmung allemal Naturforscher erfordert, die Landwirte aber selten etwas davon verstehen, so glaube ich, daß unter allen diesen angeführten alkalinischen Erden der Mergel diejenige sey, die man dem Landmann am wenigsten anpreisen sollte; indem er bald zu viel davon gebrauchen, oder auch durch Beiführung dieser Erdarten sich in unnöthige Kosten und Schaden stecken kann. (45)

Alle

(45) Es ist wunderbar, daß schon so lange Jahrhunderte vom Mergel geschrieben wird, und

Alle diese hier angeführte alkalinischen Erden werden schwerlich den Acker mit fruchtbarmachenden Theilen beschwängern, sondern sie setzen die daselbst befindlichen Theile nur in Auflösung, und verwandeln sie in Pflanzennahrung. Fähret man daher mit dem Aufstreuen dieser alkalinischen Erdarten ungestöhrt fort; ohne den Acker da-

dennoch die wenigsten Oekonomen einen geläuterten Begrif davon haben. Einige nennen höchst fälschlich jedes Erdmischen mergeln. Andere haben zu ihm das Vertrauen, er werde die Settigkeit aus der Luft anziehen. Ein neuer englischer Schriftsteller Ainsle, aber mag sie zurecht weisen. Vermög seinen Versuchen hat er aus dem Mergel ein Pulver gezogen, das durch das Verkalken die Eigenschaften des Kalks erhielte. Thon-Schiefer-Stein-Mergel, sind blos darinn unterschieden, daß sie mehr oder weniger Kalkerde, bis auf vier Fünftheil des Ganzen in sich haben. Nur verfält der Mergel an der freien Luft, hingegen bleibt der Kalk ganz; kein Mergel zieht etwas salziges aus der Luft an sich. Gött. gelehrte Anzeigen 1772. Zugabe S. 201.

zwischen wieder mit Fettigkeit zu besorgen, so muß es den Acker dermaßen erschöpfen, das in ihm nichts fruchtbarmachendes zurück bleibt. Nach der betrübten Art zu reden, sind also diese Erdarten vortreflich, den verborgenen Schatz der Erde in Kurzem heraus zu ziehen, und den Acker so zu verarmen, daß es nächstdem Mühe kostet, ihn wieder in brauchbaren Stand zu bringen. Der Gebrauch derselben ist also in seine gehörigen Schranken zu setzen, sonst werden sie nach dem Sprüchworte, reiche Eltern und arme Kinder machen.

Doch muß man nicht glauben, als wolte ich hiemit den großen Nutzen läugnen, den alle diese alkalinischen Erden in dem Ackerbau haben. Im Gegentheil sind sie nicht genug anzupreisen, und jeder Landwirt wird glücklich seyn, wenner sie wohl anzuwenden

ler-

lernen wird. Sie ſind die großen Mittel, den Urſtof der Fruchtbarkeit in Wirkſamkeit zu ſetzen, und deswegen in dem Ackerbau höchſt nöthig, aber daß, wie viele glauben, ſie ſelbſten der Urſtof ſeyn ſollen, kann ich mich nicht überreden. Ja ich fürchte, eben dieſe Meynung, die alkaliſchen Erden ſeyen ſelbſt Urſtoffe der Fruchtbarkeit, werde, wofern ſie allgemeiner werden ſolte, dem ganzen Ackerbau mit der Zeit den empfindlichſten Stoß beibringen.

§. 13. Dungmaſſen ſind alſo der Hauptſtof die Fruchtbarkeit zu befördern.

Oelichte Materien ſind alſo der Urſtof der Fruchtbarkeit; Salze hingegen jene Auflöſungsmittel, die dieſe Oelichkeiten im Waſſer theilbar machen. Alle jene Sachen,

die also Fettigkeiten in sich enthalten, sind fruchtbar, und dieß um so mehr, wenn sie schon in ihrer Mischung die erforderlichen salzigten Theile bei sich führen.

Und diese Eigenschaften sind just jene, die wir in dem Dung der Menschen und Thiere antreffen. Daß dieser Dung, überhaupt genommen, ölichte Theile in sich enthalte, weiß jeder Bauer, und bedarf hier meines Beweises nicht; daß er aber auch salzichte Theile enthält, ist eben so bekannt. Alle Künsteleien haben sich deswegen auch in dem Dung geendiget, und jeder erfinderische Geist hat endlich die Hand auf den Mund legen, und dem Dung den Vorzug vor allem, die Fruchtbarkeit zu befördern, geben müssen.

Indessen ist nicht ein Dung wie der andere; einer ist hitziger, einer ist kühler.

Im

Im Durchschnitt genommen, ist er zwar alle gut; indessen hat doch einer mehrere Vorzüge als der andere. Bisher hat man geglaubt, daß dieß von der Viehsorte abhange, und ist in Ausschweifungen verfallen, den einen vor ganz schädlich, den andern vor vorzüglich gut, zu halten. Mir scheinen dieß lauter Subtilitäten, auf die man nicht so hartnäckig versessen seyn solte. Denn ich glaube die mehr oder wenigere Güte des Dungs hängt von jener Nahrung ab, die das Vieh erhält. Ein Vieh das mehr von Früchten und Körnern genährt wird, als das andere, wird bessern Dung geben. Man mache die Probe, und vergleiche den Dung eines Mastochsens mit dem Dung eines Pferdes, das nur mit Gras und Stroh gefüttert wird, und man wird finden, daß der erstere gewiß hitziger sey,

als der leztere. Da aber die Pferde durchaus mehr Frucht bekommen, so ist das die Ursach, warum wirklich ihr Dung auch mehrere Oelichkeiten in sich enthält. Und dieß ist die Ursach, warum Taubenmist am hitzigsten ist, denn sie leben von lauter Körnern.

Ich glaube also, sagen zu dürfen, daß je nahrhafter das Viehfutter ist, je besser, je kräftiger der Dung sey. Hieraus folget eine beträchtliche Wirtschaftsregel, nämlich: wer guten Dung e halten will, sein Vieh nicht nothdürftig, sondern hinlänglich füttern müsse. Die Wiedertäufer vorzüglich, und auch andere die sich auf die Viehzucht legen, haben deswegen starke Brennereien auch Brauereien, um durch den Abgang ihr Vieh mit kräftigem Futter zu besorgen. Sie schätzen sich glücklich, wenn auch dieser

Abgang allein ihr Vortheil ist, weil sie wissen, daß sie hiedurch einen herrlichen Dung erhalten, der sie mit allem wieder reichlich versorgt. Hingegen jener Bauer, der des Winters sein Vieh mit Stroh füttert, macht zwar dem Augenmaas nach eben so viel Dung; aber welch ein erstaunender Unterschied herrscht darunter. Lezterer führt einen Wagen Strohdung hinaus, der eben so elend, als das Vieh ist, von dem er herkommt; dahingegen der erstere, mit fruchtbarmachenden Theilen durchaus und im Ueberfluß geschwängert ist.

Nachdem also das Vieh eine edlere oder schlechtere Nahrung erhält, nachdem ist auch der Dung hitziger, fetter oder wässerichter und magerer. Dieß dünkt mich ist hinreichend, alle die vielen Bestimmungen des Dungs aufzuheben, oder abzuschnei-

den, mit welchen die ökonomischen Schrift-steller sich so ängstlich plagen, und in deren richtigen Auswahl sie sogar die große Kunst des Oekonomen setzen wollen. Endlich scheint es gar etwas lächerlich, daß sie den sogenannten hitzigen Dung auf eine Feld-art mehr schädlich als nützlich finden: Denn sein großer Fehler besteht darinn, daß er mehrere Fettigkeiten enthält; ein Fehler, den ich und andere vor eine große Tugend erkennen. Denn daß ein solcher Dung auf Haufen gestürzet, sich entzündet, zeigt seine gute Eigenschaft an; daß er sich aber eben so entzünde, wenn er auf dem Acker ausgebreitet ist, und untergezackert wird, wird doch hoffentlich niemand glauben. Folglich zieht derjenige falsche Schlüsse, der da glaubt, der Dung, der auf Haufen gestürzet, sich heftig entzündet, werde eben so heftig auf

dem

dem Acker wirken, und die Pflanzen wie ein Miſtbeet treiben. Seine mehreren öhlichten Theile, werden allerdings den Pflanzen mehr Nahrung liefern, als der elende Dung des mit Stroh oder ſchlechtem Heu gefütterten Viehes; aber dieß wird hoffentlich doch niemanden zuwider ſeyn.

§. 14. Von dem Urin und dem Miſtputtel.

Der Urin der Thiere iſt meiſtens alkaliſcher Natur, in dem gleichwohl aufgelöſte öhlichte Theile ſich befinden; auch dieß iſt allgemein bekannt, und darf ich es nicht beweiſen. Viele Schriftſteller loben ihn, andere verachten ihn, andere ſind gleichgültig gegen ihn, vorzüglich iſt der Bauer durch langwührige Gewohnheit dahin geleitet, ihn zu vernachläſſigen. Vielleicht dienen die vo-

ri-

rigen Grundsäze um bestimmter von ihm urtheilen zu können.

Frisch also wie der Urin gelassen wird, ist er wirklich mehr alkalischer Natur, und kommt also darinn mit jenen alkalinischen Erden überein, von denen ich so eben geredet. Kommt er also so ganz frisch zu den Pflanzen, und wird nicht durch Regen ꝛc. verdünnt, so mag er wohl den zarten Wurzeln schaden. Doch sehen wir auf den Aekkern den Plaz von weitem, wo das Zugvieh hingestallet; die Pflanzen werden sich durch ihre dunkelgrünen Farben, und durch ihren ungleich stärkeren Wuchs, vor andern des Ackers lebhaft auszeichnen. Auch habe ich im Jahr 1771, zu End des Julius, einen Wunderbaum in einem Ecke des Gartens aufgehen gesehen, wo der Urin gewöhnlich hingelassen wird; er litte dadurch

gar

gar keinen Schaden, im Gegentheil wuchs er so ausnehmend schnell, daß er schon zu Ende des Augusts 6 Schuh hoch war, Blüthe trieb, und endlich zeitige Bohnen brachte. Ja dieser Baum erhielte sich weit in den December Monat hinein, zum bündigsten Beweiß, daß ihm hier der Urin zur besten Nahrung gereichet.

Aber noch vortreflicher ist der Mistputtel, den man fälschlich wie Urin beutheilet. Dieser ist schon auf dem Mist gestanden, hat schon die darin befindlichen Fettigkeiten aufgelößt, ist also kein alkalinischer Urin mehr; nein, er ist eine seifenartige Feuchtigkeit, die nicht anders als höchst nuzbar seyn muß. Einen solchen Mistputtel zu verschwenden, und ihn wegflieſſen zu lassen, zeigt noch kindische Begriffe in der Landwirtschaft an, vorzüglich wenn er vorher schon verschiedenemale gebraucht worden,

den

den Dung zu befeuchten, um ſeine Fäulniß zu befördern. Denn durch ein ſolch Verfahren mergelt der blödſinnige Ackersmann vorher ſeinen Dung aus, führet den ausgemergelten Dung auf ſeinen Acker, und läſſet die Quinteſſenz der Fruchtbarkeit ganz gleichgültig hinweglaufen.

Indeſſen iſt doch wahrſcheinlich, daß dieſer Miſtputtel auf leimichten, oder überhaupt auf ſchweren Aeckern nützlicher ſey, als auf ſandigten und kieſigten. Nicht weil er ſich zu dieſem Boden weniger ſchikte, blos weil er ſich zu ſchnell verſenkt, durch den Regen, auch ohne denſelben, wegen ſeiner eigenen Flüſſigkeit zu früh tiefer kommt, als ihn die Wurzeln wieder erhalten können. Dieß iſt aber auf ſchwerem Boden nicht; deswegen wird er auf demſelben allemal ſeine volle Kraft äuſſern,

und

und gewiß eben ſo nüzlich als der Dung ſelbſt ſeyn. Zudem muß er da noch überdem den großen Dienſt bewerkſtelligen, dieſe ſchwere Erde lockerer zu machen, wie ich ſolches weiter unten zeigen werde.

§. 15. Die Erde iſt nur der Standort der Pflanzen.

So einfach, ſo gemein dieſer Grundſatz von dem Urſtof der Fruchtbarkeit zu ſeyn ſcheint, ſo hat er doch vor dem Feldbau wichtige Folgen. Man hat der Erde viele nüzliche Unterſuchungen gewidmet, die den lobenswürdigen Eifer der Naturkündiger bezeigen, aber ich glaube, man hat auch aus dieſer Känntnis ſchädliche Folgen für den Landwirt gezogen. Man hat dieſen Boden vor beſſer, jenen vor ſchlechter, dieſen

vor

vor gar nichts nutz gehalten. Dadurch hat nicht dem Eifer der Landwirte Gränzen gesezt; bei denen viele zum Schaden des Ackerbaues stehen geblieben. Ich vor mein Theil, sehe den Boden nur vor den Standort einer Pflanze an, in welchem sich die Wurzeln ausbreiten, um feste zu stehen. Hiezu ist mir jeder Boden tauglich, und ich finde gar keine Wahl darinn. Da ich aber diesem Boden Oelichkeiten zutheilen, da ich diese Oelichkeiten der Luft und Sonnenwärme, so viel als möglich aussetzen muß, so bin ich verbunden, diesen Boden locker zu machen, und locker zu erhalten. Dieser Grad Mühe bestimmt bei mir ganz allein den bessern Erdboden. Aber dieß hindert nicht, daß ein Boden so gut als der andere durch die Mittheilung von Oelichkeiten könne fruchtbar gemacht werden, und wenn

er

er mit ſolchen hinlänglich geſchwängert iſt, einem jeden andern gleich ſey. (46)

Dieſer Gedanke, ſo wunderbar er auch manchen ſcheinen mag, iſt gleichwohl in der Natur gegründet. Denn wir ſehen ja offenbar, daß die Erde, in welcher die Pflanze ſteht, gar nichts Eigenthümliches zum Wachsthum derſelben hergebe. Der bekannte Verſuch des von Helmonts mit ſeiner Weide (47) Robert Boyle mit dem Kürbis, (48) die der vortrefliche Eller in neuern Zeiten wiederholt, (49) beweiſen ja ganz klar, daß die Erde des Standorts, ſich nach vielen Jahren nicht im Gewicht

(46) Schon Baco von Verulam hatte dieſe Säze behauptet, die ich hier aufs neue vortrage.

(47) Wallerius chimiſche Grundſäze S. 87.

(48) Eben daſelbſt in Ellers phyſic. Abhandl. S. 240.

(49) Phyſic. Abhandl. 240.

vermindert hat, ob gleich die Pflanzen in derselben groß und schwer geworden.

Man wird mich hier zwar eines groben Fehlers, und der gegen alle Erfahrung seyn soll, beschuldigen; man wird mir in jeder Landesgegend Aecker zeigen, die ungleich fruchtbarer sind als die andern, und durch diese lauten und von so vielen Jahren her wiederholten Beobachtungen, meine Theorie übern Haufen werfen. — Aber ein Acker der nun seit Urgroßeltern her in beständigem Bau ist, auf den wenigstens alle 3 bis 4 Jahre Dung geführet wird, auf dem jährlich so viele Wurzeln verfaulen, muß allerdings besser seyn, als einer der nur immer eingesäet wird, und dem weiter nichts zu gut kommt, als die bloße Brache. Sein Vorzug besteht aber nicht in seinem ursprünglichen Boden, sondern in der künstlichen

Berei-

Bereicherung, die er seit so langen Jahren erhalten; und wenn man diese künstliche Bereicherung jenem verachteten Acker wird zufließen lassen, so wird er gewiß demselben im Ertrag gleich kommen. Ja wird man mir dagegen einwenden, daß gleiche Menge Dung auf beiden Aeckern von sehr verschiedenem Ertrag gewesen, und daß der schlechte bei weitem nicht so viel abgeworfen als der gute. Auch dieß ist ohne allen Zweifel. Die gleiche Menge Dungs hat sich hier in dem gänzlich ausgezogenen Acker so verlohren, er ist von der einschluckenden Erde so verzehrt worden, daß dieser folglich mit jenem Acker nicht darf verglichen werden, der schon von langen Zeiten her damit gesättiget war. Aber man fahre nur verschiedene Jahre fort, diesen verachteten Acker zu düngen, so wird er gewiß

wiß in kurzem eben ſo vortrefliche Früchte tragen, als der erſte, und Vorurtheile dieſer Art widerlegen. Man wende nur einen Theil des Kapitals, das der gute Acker mehr werth, als der ſogenannte ſchlechtere iſt, daran, um letzteren verſchiedene Jahre damit hintereinander mit Dung zu ſchwängern, ſo wird die Erfahrung gewiß meine Sätze bekräftigen.

Die Wälder und die ruſſiſchen Steppen, bei denen Holz und hier Gras von der ſchönſten Höhe ohne allen Dung wächſt, iſt mir auch kein Einwurf. Die Wälder bereichern die Erde durch ihre jährlichen Blätter, die verfaulen, und den beſten Dung geben. Auf den Steppen, wird ebenfalls das Gras nicht benutzet; es verfault auf ſeinem Standplaz, und düngt alſo ſeine eigene Wurzeln.

§. 16.

§. 16. Das Waſſer liefert die Pflanzen-Erde.

Ja! werden Landwirte, denen die Erfahrungen der Scheidekünſtler unbekannt ſind fragen, wo kommt die Erde her, die man in den Pflanzen antrift. Hier antworte ich, daß man ſattſame Beweiſe habe, daß ſich das Waſſer in Erde verwandle. Ohne auf den Erfinder dieſes Sazes (50) zurück zu gehen, ſo iſt gewiß, daß Boyle ihn auf das neue in Bewegung gebracht. (51) In neurern Zeiten hat Eller dieſen Verſuch durch das Reiben des Waſſers bekräftigt.(52)

(50) Ariſtoteles hat ſchon dieſen Satz behauptet. S. Leidenfroſt Tract. de aqua communi Pag. 29. Herr Collini hat auch die Verſuche der beiden Herren Verrati und Micheli, die Verwandlung des Waſſers in Erde betreffend, angeführt. S. Bemerk. unſ. Geſellſ. Jahr 1771. S. 147.

(51) De Orig. format. pag. 165.

(52) Phyſic. Abhandl. S. 241.

Leidenfrost hat den Boyllanischen Versuch mit Destilliren genau wiederholt, und immer die Verwandlung des Wassers in Erde beobachtet. (53) Noch vortreflicher hat er dieses bewiesen, da er gezeigt, daß der Ruß vorzüglich in Erde verwandeltes Wasser sey, indem er die Kunst gezeigt, ihn bald als Wasser, bald als Ruß hervor zu bringen. (54) Der große Scheidekünstler Herr Margraf scheint durch seine genaue Versuche das Siegel auf diese Wahrheit aufgedruckt zu haben, indem er nach so oft wiederholtem Destilliren nicht allein immer Erde erhalten, sondern auch diese Erde immer von der nehmlichen Natur vorgefunden. (56) Sogar die Sonnenhitze hat diese Verwandlung befördert. (57)

Auch

(53) Tractat de Aqua pag. 60. § 38.
(54) ibid. pag. 123. §. 84. 85. 97. &c.
(55) Chimische Schriften 1ter Theil. S. 284. 310. 318.
(56) Ebendaselbst. S. 317.
(57) Ebendaselbst S. 315.

Auch die anhaltende Bewegung hat das Waſſer zu Erde gemacht. (58)

Nach ſo gründlichen Beobachtungen könnte es uns itzo faſt wunderbar ſcheinen, daß man dieſe Verwandlung des Waſſers in Erde ſo lange mißkennt hat; ja, daß ſie noch nicht allgemeiner angenommen iſt, (59) um andere Erſcheinungen dadurch zu erklären. Denn wir ſehen es ja in einer Menge von Körpern in feſter Geſtalt. Leidenfroſt beobachtet des Waſſers feſte Natur unter der Geſtalt der Blaſen. (60) Aber ſagt uns nicht jede Deſtillation, daß Waſſer zu Erde werde, und ſich wieder

(58) Ebendaſelbſt S. 316.

(59) Ein gewiſſer Herr le Roy beſtreitet zwar dieſe Verwandlung des Waſſers in Erde, aber wie mich dünkt, mit den allerſeichteſten Gründen. S. Hiſtoire de l' Acad. Roy. de Scienc. de Paris. 1767. pag. 14. Und ich glaube, er liegt an einer unheilbaren Zweifelſucht, wie ſich neulich ein Engelländer ausdrückte, ſehr krank.

(60) De Aqua communi pag. 97.

in flüssiger Gestalt darstelle. Ein Körper der auf das Beste durch den Druck von seinem Wasser befreyet worden, giebt gleichwohl bei jedem Destilliren häufiges Wasser. Noch überzeugender sind die Versuche, die Herr Blair (61) und neuerlich der vortrefliche Jacquin, die Natur des Kalks zu bestimmen, angestellet haben. (62) Dieser harte Stein, bei dem man kein Wasser vermuthen solte, gab gleichwohl durch die Destillation häufiges Wasser von sich, und ward nach dessen Befreyung Kalk. Löscht man diesen Kalk abermals mit Wasser, oder läßt ihn an der freyen Luft liegen, so wird er wieder zur Kalkerde. (63) Und diesen Ver-

(61) Neue Edenburgische Versuche 1. Theil S.

(62) Jacquins chimische Versuche der fetten Säure S. 23. 25. 26. ꝛc.

(63) Weis Forschung, die Ursache von der Erhitzung des ungelöschten Kalks S. 37. S 36. § 9.

Verſuch kann man ſo oft man will wiederholen, immer wird man Erde in Waſſer, und Waſſer in Erde verwandelt ſehen. Ja ich glaube gewiß, daß die elaſtiſchen Dünſte die der vortrefliche Jacquin bei der Deſtillation des Kalks beobachtet, blos Waſſer geweſen, von dem man ja ſchon längſtens weiß, wie ſehr es ſich in Dünſten, ja endlich gar in Luft verwandle; und daß es alſo einerlei iſt, ob man es figirte Luft oder figirtes Waſſer nennen will, ſo mit dem lebendigen Kalk vereinigt, den Kalkſtein bildet.

Gerne habe ich mich länger bei dieſen Sätzen aufgehalten, weil ſie in dem Gebiete der Landwirtſchaft noch gänzlich unbekannt ſind, ob ſie gleich der Scheidekünſtler gar gut weiß. Gewiß werden ſie den Landwirt überzeugen, daß die Erde des

Standorts nichts Eigenthümliches zum Wachsthum der Pflanzen hergebe; daß folglich jeder Boden zum Feldbau tauglich sey. Ich erwarte nicht, daß man mir den Einwurf mache, daß ja die Erde sich selbst in Wasser auflöse. Hiezu wird ein heftiger Grad Hitze erfordert. Und die Hitze unsers Clima ist vielleicht nicht so groß, daß sie solche auflösen und verwandeln könne. Hingegen ist nach dem berühmten Leidenfrost, nur eine kleine Kraft, ein gelindes Anstossen, ein Reiben nöthig, um das Wasser in Erde zu verwandeln; wenigstens wenn solches mit brennbaren, mit öhlichten Sachen vermengt ist; so wie wir es just in dem Nahrungssaft der Pflanzen wirklich antreffen. Daher glaube ich auch, daß die Versuche des berühmten Leidenfrosts

(64) mit ſeiner Oellampe dem Oekonomen mehr Erläuterung in dieſer Sache verſchafſen, als die Verſuche des Herrn Ellers und Margrafs. Denn hie bringt das ge-

(64) Der Verſuch iſt einfach, aber höchſt wichtig; Er that in eine Porcellainſchale Oel, ſteckte Dacht hinein, und zündete es an, nachdem er es vorher ſo gerichtet, daß es langſam und ſtet brannte. Hierauf nahm er einen Trichter, befeſtigte darüber einem Helm, doch ſo, daß die Luft freyen Zugang hatte: Bald nach dem Anzünden nahm er wahr, daß ein Dunſt ſich überall zeigte welchen er ſammlete, und als das reinſte Waſſer vorfande. Legte er aber über die Flamme einen Naſel, oder ſonſt was feſtes, ſo daß es die Flamme theilte, ſo verſchwand auf einmal das Waſſer, es zeigte ſich ein dicker Rauch, von dem vorher keine Spur da war, und an den Seiten der Gefäße ſezte ſich Ruß an. Unde intelligebam, quod ex levi cauſa, ſcilicet ex ſolo contactu flammæ per aliquot corpus durum eadem illa materia, quæ alias aquam conſtituebat, mutaretur in ſiccifſimum fuliginem. §. 85. Durante aſcenſu fuliginis nullum veſtigium aquae ex oleo aſcenderc obſervatur. §. 86. Eſt igitur... evidens oleum nunc in aquam, nunc in fuliginem, id eſt in ſpeciem terrae commutari. Es verdient der ganze Verſuch hier nachgeleſen zu werden; um den Gang und den Beobachtungsgeiſt dieſes berühmten Manns ſelbſt zu verfolgen. —. Darf ich hier eine Beobachtung beyſe-

geringſte Anſtoßen dieſe Verwandlung zuwegen, welches ſich aber bey dem Aufſteigen des Nahrungsſafts alle Augenblick ereignet, folglich ſich dieſe Verwandlung beſtändig ergeben muß. — Hieraus läßt ſich nun auch erklären, warum Pflanzen in bloſſem Waſſer wachſen (65) und das Räthſel löſet

zen. Zwey Oefen, deren jeder ein Zimmer heizte, und von denen jeder ſeine eigenen ſehr langen circulier Röhren hatte, kamen in dem Schornſtein, da, wo ſie aus dem Zimmer heraus kamen, ſo nahe zuſammen, daß das Ende ihrer Mündungen ſich berührte. Da der eine dieſer Oefen ſelten geheizet wurde, ſo ſahe man, daß der Rauch des eingeheizten Ofens ſich in die nebenliegende Mündung des andern Ofenrohrs hinein zog, und weil er hier gar keinen Trieb ſeiner Flammen mehr hatte, ſich gänzlich in Waſſer auflöſete, ſo daß das Waſſer in der gröſten Menge auf den Boden deſſelben Zimmers herabfloß. Ich ließ ein Schuh Rohr noch an die eine Endung verrichten, und ſint der Minute iſt weder im Schornſtein, oder in der andern Stube ein Tropfen Waſſer geſehen worden.

(65) Herr du Hamel hat unter andern viele Jahre eine junge Eiche mit bloſen deſtillirten Waſſer großgezogen. Noch mehrere dergleichen Verſuche ſiehe Hiſtoire de l' Academie des Sciences de Paris An. 1748. pag. 272. &c. &c.

ſich gar leicht auf, das manchen Landwirte noch ganz unbegreiflich wird geweſen ſeyn.

§. 17. Die Vermiſchung der Erden iſt alſo vergeblich.

Wenn alſo die Erde ſelbſten zur Fruchtbarkeit nichts beiträgt, ſo iſt es klar, daß das ſo hochgerühmte und zugleich ſo theuere Miſchen der Erden zur Fruchtbarmachung des Ackers weiter nichts beitrage, als daß es die Arbeit auf allen Fall im Auflockern der Erde vermindere. Bringt man keine Fettigkeiten in dieſe Miſchung hinein, ſo wird alle dieſe Auslage vergeblich ſeyn; hingegen kann ein ſteiffer, oder zu leichter Boden, durch das Aufbringen von Fettigkeiten, ohne alle Erdmiſchung ſich veredlen.

Was ich hie ſage, findet man überall gegründet. Jedes Feld um das Dorf herum,

um, es habe Erdlager, welche es wolle, ist gut und das fruchtbareste; die entfernten hingegen, der Boden mag an und vor sich selbst, nach der Meynung dieser Erdmischer, noch so gut seyn, ist minder fruchtbar, und nur in jenem Verhältniß gut, als er gedüngt wird. Ich kenne Dörfer, die auf einem steifen Letten stehen, andere die blos Sand haben, beider Aecker um das Ort sind wegen der häufigen Düngung in gleicher Güte und Preiß, ohne daß hier der Letten, oder dort der Sand die Fruchtbarkeit hindern solte.

§. 18. Thon ist eben so fruchtbar als andere Erde.

Ich sehe also mit wahrer Betrübniß einige neuere Schriftsteller über gewisse Boden ein Anathema aussprechen, weil sie allzu berühmt sind, als das sie nicht einer Menge Landwirte Beifall erhalten

ten solten. Zu diesen Erdarten gehöret der Thon, von dem man gesagt, man wisse in der Landwirtschaft ihn gar nicht zu benutzen. Es ist wahr, die Erde ist in demselben in einer so feinen Auflösung, daß sie wenig oder gar keine Poren hat; daher mögen sich in einen ganz reinen Thon die Wurzeln nicht ausbreiten können, um fest und aufrecht zu stehen. Man setze ihm aber Fettigkeiten bei, so werden sich die Zwischenräume schon geben. Zudem, wo findet man diesen ganz reinen Thon? Und wer hat sich unterstanden zu behaupten, daß er keiner Auflockerung und Trennung fähig sey? Hat nicht der berühmte Eller (66) durch das Auslaugen von Alkalien ihm die Zähigkeit benommen, und ihn ganz brocklich gemacht, und hat unser Urin, und die oben-

an-

(66) Phys. Abhandl. S. 51.

angeführten alkaliſchen Erden, nicht alkaliſchen Theile genug bei ſich, um dieß zu bewirken? Zudem ſind wir durch die vortreflichen Erfohrungen des Herrn Baume (67) ja überführet worden, daß es blos die vitrioliſche Säure ſey, welche von der Porcelainerde an, bis auf den gemeinſten Thon, die ſtarke Bindung deſſelben verurſache. Die alkaliſchen flüchtigen Salze ſind ja aber ausnehmend tüchtig, dieſe Vitriolſäure zu verſchlucken, und die Erde davon zu entbinden; folglich ſehe ich, daß juſt dieſe Erde durch den Miſt und Urin ſich ſo gut als jede andere zubereiten laſſe. Ich ſelbſt habe durch vieles Aufgießen friſchen Urins dieſen Sommer in ſehr kurzer Zeit eine beträchtliche Menge Thon von ſeiner

Zä-

(67) Poerners Anmerkungen über Herrn Baume. Abhandlung vom Thon.

zähigkeit befreyet; und ihn auch nachhero trotz allem Waſſer ſo erhalten.

§. 19. Beſondere Anmerkungen von der Wirkung der alkaliſchen Erden auf Thon.

Dieſe vor die Landwirtſchaft allerdings ſehr wichtige Entdeckung des Herrn Baume, hilft uns einige Erſcheinungen erklären, von welchen die Grunderfahrungen zwar richtig ſind, die aber zu falſchen Theorien Anlaß gegeben. Da alle alkaliſchen Salze zu Entbindung der vitrioliſchen Säure dienlich ſind, folglich die oben angerühmten alkaliſchen Erden bei Aufſtreuung auf den Thon, das nämliche thun, ſo kann man ſehen, warum Aſche, Mergel, Kalk ꝛc. ꝛc. in ſchweren Feldern ſo beſondere fruchtbare Wirkungen zeigen. Denn es iſt möglich, daß von undenklichen Zeiten noch Fet-

tigkeiten in demselben verborgen waren, die damals durch die Natur des Thons zugeschlemmt, und also zu wirken verhindert worden. So lange als der Thon seine Zähigkeit behält, bleiben sie da gleichsam wie in einer Gefangenschaft; wird aber der Thon durch alkalische Salze aufgeschlossen, und theilbar gemacht, so kommt diese so lang begrabene Fettigkeit in Freiheit, und auch in Wirkung. Jene, die dieß dem Aufstreuen der alkalischen Erden zuschreiben, thun nicht unrecht daran; wollen sie aber den Schluß daraus ziehen, daß also dieß Aufstreuen den Acker bereichere und fruchtbar mache, so ziehen sie Folgen heraus, die erst die Zeit zu ihrem Schaden entkräften wird.

Vielleicht werden einige zum Vortheil der Aecker und Bodenmischung, hier einwenden, daß ich selbst das Aufstreuen der al-

kalischen Erden auf Thon, als ein Mittel anrathe, den Thon aufzuschließen; Dieß läugne ich nicht. Ja, ich glaube es ist noch das allervernünftigste Mittel, durch alkalische Erde den Thon locker zu machen: denn Sand bricht ihn gewiß nicht, wie viele so fälschlich vorgeben; im Gegentheil schwemmt er sich nach und nach herunter. Zu dem ist dieß die beschwerlichste Arbeit, den Sand mit dem Thon zu mischen, wie es jeder sagen muß, der nur je die Proben damit angestellt. Hingegen werden die alkalischen Erden, den Thon theilbar, folglich leichter zu bearbeiten machen. Aber bereichern werden sie ihn nie, und ein ganz magerer Thon, wird gewiß bei allem Aufstreuen von Gips, mager und unfruchtbar bleiben. Düngt man ihn hingegen, so wird man ihn bereichern, und durch die im Dung da-

seyende alkalischen Salze gewiß zugleich aufschließen. Indessen ist doch nicht zu läugnen, daß es nichts schadet, im zweiten Jahr nach dem Dung durch das Aufstreuen von alkalischen Erden nachzuhelfen, und dadurch eines Theils das Einsperren der Fettigkeit zu verhindern, anderentheils die mehrere Auflösung des Thons zu befördern.

Man sieht also, daß allen sogenannten schweren und Leimen-Boden, sie mögen nun von Thon mehr oder weniger haben, das Aufstreuen alkalischer und Gipserden dienlich sey, wofern man nur fleißig damit düngt. Zugleich wird man aber bemerken, daß gleichwohl der Urin alle diese alkalischen Erden weit übertreffe, und vor allen den Vorzug verdiene. Denn erstens wird er als eine sehr alkalische Feuchtigkeit, jeder alkalischen Erde gewiß gleich kommen; zugleich aber

wird

wird er noch das Feld bereichern, indem er in der Dungkaute ſich mit Oelichkeiten beladen, und mit dieſen dahin geführet wird.

§. 20. Sand iſt eben ſo fruchtbar als andere Erde.

Was ich bis hieher vom Thon geſagt, dieß iſt auch vom Sand wahr. Miſcht man demſelben Dung zu, ſo wird er ſo fruchtbar ſeyn, als jeder anderer Boden. Selbſt der Flugſand wird durch denſelben am beſten gebunden, und der Wind gehindert werden, ihn von einer Stelle auf die andere zu tragen. Die in neuern Zeiten erfundene Grasſorten, ihn zu befeſtigen, ſind, man verzeihe mir den Ausdruck, wahre Chimären, und Tändeleyen; und wer ſich mit dieſen Tändeleyen aufhält, wird ſein Geld und die

Zeit verliehren. Man umgränze ein Stück mit Dornen, um die Gewalt des Windes zu brechen; man dünge es wohl, und beſäe es mit Eſpercette oder Luzernerklee, ſo werden dieſe Wurzeln gewiß den Boden binden, und durch ihr Futter Dung verſchaffen, noch mehrere Felder auf dieſe Art zu befeſtigen. Ganze Sandſtrecken werden gewiß in kurzer Zeit auf dieſe Art fruchtbar und blühend werden, die bei den vorigen Künſteleien immer Sandſtrecken geblieben ſind.

Aber nicht allein wird der Klee dieſen Sand mit ſeinen Wurzeln feſt binden; ſelbſt wenn ſie abſterben, und verfaulen, werden ſie eine Erde hinterlaſſen, die ſich nach Verlauf von einigen Jahren ſchon zeigen wird. Freilich muß man mit dem Düngen und Anpflanzen fortfahren, wofern man ſeine Abſicht erreichen will. Man ſtelle nur den

Ver-

Verſuch an, und unterſuche viele ſoge-nannte fruchtbare Sandfelder, ſchlemme die Gewächserde, die durch das Verfaulen des Dungs und der Wurzeln durch die Länge der Zeit darinn entſtanden, heraus, es wird alsdann ein Sand übrig bleiben, der dem nämlichen vollkommen gleich ſeyn wird, den man für unfruchtbar hält.

§. 21. Auch metalliſche Erden ſind fruchtbar zu machen.

Metalliſche Erden, eiſenflüſſige Erden, und wie ſie ſonſt heiſſen, ſind eben ſo wenig für unfruchtbar zu halten, als jede andere Erde. Ihr Fehler beſteht in der vielen Säure, und was dieſe Säure bricht, iſt ihnen heilſam. Ich habe hievon ſchon bei dem Thon geſprochen; dort war dieſe Säure innig mit der Erde vermiſcht, hier verwandelt ſie die Erde, in eine mehr har-

te widerstehende Feldart. Ich will der Erfahrung nicht widersprechen, daß, wenn man diese Erdart sich selbsten überläßt, sie täglich wegen der vielen Säure schlechter werde; aber daraus folgt nicht, daß wenn man sie fleissig düngt, diese Säure sich nicht bald verlieren und ein sehr fruchtbarer Acker daraus entstehen sollte.

§. 22. Alle Kalkerden sind fruchtbar.

Eben so wenig kann ich die Mergel und Kalkboden vor unfruchtbar halten. Es ist wahr, sie lösen den Dung viel früher auf, und weil sie leicht an der Luft in Staub verfallen, so sind sie weniger poros, und die Wurzeln haben Mühe, vor sich Plaz zu finden. Aber eben dadurch, daß sie den Dung in einen früheren Ertrag bringen, so setzen sie auch den Landmann in Stand

und

und geben ihm das Vermögen, ihn bald wieder mit Dung zu bereichern.

§. 23. Aller Boden kann also durch Dung verbessert werden.

Nach meiner Einsicht ist also ein Boden so dienlich als der andere. Von Natur ist wohl keiner fruchtbar, aber durch fleissiges Düngen können sie alle bald in fruchtbaren Stand versetzet werden. Man versuche es nur, und lasse sich durch die furchtsamen Warnungen nicht irre machen. Kein Feld ist von Natur so unglücklich, daß es nicht seinen fleissigen Bearbeiter ernähren solte. Freilich werden Gelder dazu erfodert, und mit bloßen Graben, Zackern, und Brachen, wird man nichts gewinnen; wenn man aber mit einem gehörigen Viehstande sich versieht, so werden alle diese furchtsamen Vorhersagungen verschwinden. Die Ur-

sach, warum so viele Versuche in dergleichen Aecker fehl geschlagen, war, weilen sich die Ackersleute mit so vielem Feld überladen, welches wohl zu düngen, sie zu arm gewesen. Ihre Bemühungen sind ihnen fehl geschlagen, nicht weil der Acker unmöglich fruchtbar zu machen war, nein! weil sie über ihr wahres Vermögen Feld gebauet haben. Wird der Landmann einmal den Grundsatz recht in Ausübung bringen, daß er nie mehr Felder bauet, als er mit Dung bestreiten kann, und daß er ehe seinen Viehstand vergrößert, ehe er die Zahl seiner Aecker vermehrt, so wird er sich von der Richtigkeit dieser Räthe zu seinem großen Glück hinlänglich überzeugen.

§. 24. Ist es besser den Dung unterzupflügen, oder im Winter oben auf dem Acker auszubreiten?

Hängt also die Fruchtbarkeit der Erden,

vorzüglich von dem Oel ab, das durch den Dung in den Boden gebracht wird, so entsteht die große Frage: ob es nicht besser sey, den Dung über den eingesäeten Acker auszuspreiten, als solchen unterzuzackern? Denn da durch den Regen und Schnee, diese Fettigkeiten immer tiefer in den Boden hinein geschlemmt werden, so kommen sie tiefer hinein, als daß die Wurzeln sie erhalten, oder erreichen können. Diese Fettigkeiten sind also vor sie verlohren; Spreitet man aber den Dung über die Erde aus, so werden diese Fettigkeiten, indem sie sich versenken, just den Wurzeln der Pflanzen zugeführt, und alle in Ertrag gebracht werden.

Da man der Gährung, die der Dung in der Erden hervorbringen soll, bis hieher gar vieles zugeschrieben, so folgte aus dieser

ser Theorie das Unterzackern des Dungs allerdings, ohne welche dieselbe ja nicht hätte erfolgen können. Mir sind diese Sätze höchst unwahrscheinlich, wie ich es schon im 13. §. bemerket habe. Gleichwohl empfand man das Versenken der Fettigkeiten, und wolte durch tiefes Zackern, diese versenkte Fettigkeiten wieder herauf bringen; ein sehr nöthige Methode, um dem Verlust einigermaßen vorzubeugen.

Vielleicht verdiente es, nach meiner Theorie, wohl den Versuch zu machen, und den Dung blos über den Acker auszuspreiten. Wir sehen bei dem Kleebaue, den man um ihn mit Fettigkeiten zu bereichern, des Winters mit Dung bedeckt, daß im Frühjahr nur sehr weniges Stroh übrig geblieben, so gänzlich rein, und ausgezogen ist; Wenn man solches alsdann von den

Ae-

Aeckern abrechet, so erhält man öfters kaum von vielen Wagen Dung, ein oder mehrere Bosen, das viele wieder streuen. Ein solcher Acker kann lange Jahre im höchsten Grade fruchtbar seyn, ohne daß man ihn gezackert hätte.

In den Gärten ist diese Art schon gewöhnlicher; Die Saamen so man frühe säet, pflegt man mit wohlverfaultem Dunge zu überstreuen, und mir ist ein Garten bekannt, wo auf diese Art die frühesten Gemüse, ohne alle Mistbeete in blosem freyen Boden erzogen werden.

Nur im Sommer dürfte man dieß Aufstreuen nicht vornehmen. Die Sonne welche, wie ich oben im 10. §. gezeigt, das Auflösen und das Ausdünsten des Oels sehr befördert, würde hier die Fettigkeiten ausziehen, und zum Schaden des Ackermanns

die Kraft deſſelben entführen. Lächeln muß ich alſo, wenn ich viele ſehe, die ihren Grund, den ſie zu den feinſten Gewächſen zurecht machen, der Sonnen blos ſetzen, und ihn bei heiſſen Wetter recht arbeiten, damit er in Bewegung und Gährung komme. Dieſe Herren geben ſich recht viele Mühe, dasjenige dem Grund wieder zu rauben, ſo ſie ihm mit Koſten zugeführt haben.

Pflanzen, die hingegen über Winter in der Erde ſind, werden vielleicht auf dieſe Art bei wenigeren Dung vielmehr Nahrung erhalten, als ſie bisher durch das Unterzackern bekommen haben; Vorzüglich möchte dieß allen Winterfrüchten zu ſtatten kommen, die meiſt mit kurzen Wurzeln verſehen ſind, und die ſelten dahin reichen, wo die tief verſchlemmten Fettigkeiten ſitzen. — Verſuche werden dieß entſcheiden.

§. 25.

§. 25. Beſchluß des erſten Abſchnitts.

Ich hoffe alſo bis hieher bewieſen zu haben, daß in dem Oel die Fruchtbarkeit verborgen liege; daß dieß durch alkaliſche Salze nuzbar gemacht wird; daß dieſe in dem Dung vorzüglich verborgen liegen; daß kein Erdboden dieſe Theile beſize, ſondern daß ſie ihm erſt zugetheilt werden müſſen; daß, da die Erde ſelbſt nichts zur Fruchtbarkeit beiträgt, jeder Boden ſo gut ſey, als der andere; Hieraus folgt, daß die einzig ſichere, zu allen Zeiten gute und ewig daurende Kunſt ſein Feld fruchtbar zu machen, darinn beſtehe, es wohl und fleißig zu düngen. Man vermehre alſo den Viehſtand, baue nicht viele, aber wohlgedüngte Felder ſo wird man reiche Erndten und den Seegen des Feldbaues genieſſen. Ein ſolcher Acker wird ſelbſt den Unbe-

beſtändigkeiten und den ungünſtigen Witterungen entgegen trotzen, und der Landmann wird im Winter den Schweis des Sommers genieſen.

Zweiter Abſchnitt
von der Stallfütterung in Churpfalz.

Wenn alſo der Dung eines der vorzüglichſten Mittel die Fruchtbarkeit zu befördern iſt, ſo folgt ja ganz natürlich, daß jene Vorſchläge, die dieſe Mittel befördern, die beſten, ſicherſten und geſchwindeſten ſind, den Ackerbau in rechte Aufnahme zu bringen. Dieſe ſind, den Dung, ſo man Gelegenheit hat, durch ſeinen Viehſtand zu bekommen, recht räthlich zuſammen zu halten, und ja nicht zu erlauben, daß man ihn ſo ſehr, wie bisher, verſchwende. Dieß thun aber die gemeinen Weydgänge,

die

die Stoppelweyden, und die so gefährlichen Herbstweyden auf den Wiesen. Hier findet das Vieh kümmerliche Nahrung, vergeht beinahe vor Elend, und alle der Dung, so es machet, wird verlohren. Das heist recht mit Muthwillen Reichthum und Wohlstand verscherzen. Und noch ist es ein Glück, daß wir Winter haben, in welchen der Bauer genöthiget ist, sein Vieh zu Haus zu behalten, sonst würde er auch diesen Winterdung auf Weyden verlieren, und endlich Haus und Hof verlassen müssen.

Doch die Klagen über den Weydgang sind allgemein, und zum Glück wird es zur Mode, davon zu sprechen, dagegen zu eifern, und die Stallfütterung nach Würden zu erheben. Dieß wird eine von den glücklichen Moden seyn, die den Wohlstand des Landes befördern wird, und nicht blos

auf Tändeleyen hinaus geht. Aber sie kommt auch nicht von unsern Nachbarn, die uns bisher durch Moden grausam beherrschet haben, und deren blinde Nachahmer zu seyn, wir noch so gar für Ehre hielten, da wir doch selbsten Genie genug gehabt, statt Nachahmer, Erfinder zu seyn.

Meine Absicht ist also nicht, jene Gründe zu wiederholen, die die Stallfütterung anpreisen. Aber woran mehr liegt, mit der Erfahrung will ich jene Gründe unterstützen. Gar viele, von dem Bauer bis auf den Schultheis, und sehr oft noch um etliche Grade weiter hinauf sagen: Ja! eure Gründe scheinen gut, sie lassen sich wohl lesen, aber in der Ausübung sind sie nicht anzuwenden. Und da hat man diesen Herren gut predigen. Sie thun sich recht was zu gut, daß sie mit einem solchen einzigen

Wor-

Worte alle die Weißheit umstoßen, auf welche die armen patriotischen Oekonomen so lange nachgedacht, und in welcher sie glauben das Geheimniß gefunden zu haben, den Landesherrn und den Unterthan zu beglücken. Freilich wird nicht viel Verstand dazu erfordert zu sagen: Dieß geht bei uns nicht an: denn sonst könnte es ja der Bauer nicht auch sagen, von dem doch viele glauben, sein Verstand sey nicht weit her. Aber desto größere Schande ist es für jene vernünftiger seyn wollende, die sich auch auf das Wort: es geht bei uns nicht an, brüsten, da doch die häufigsten Erfahrungen vor ihren Augen liegen.

§. 26. Historische Erfahrungen von der Stallfütterung in Churpfalz.

Es sind in unserm Vaterlande, unter uns, eine beträchtliche Anzahl Dorf-

schaften, die ihr Vieh das ganze Jahr im Stall füttern. Der Reiche wie der Arme, ist dieses fähig zu thun. Ich habe in den meisten Oberämtern die einzelen Nachrichten davon gesammelt, und wenn ich im Stande bin, dadurch was gedeihliches auszuwürken, so sind es meine Leser nicht mir, sondern den Herrn Oberbeamten gedachter Oberämter zu verdanken verbunden, die mich mit diesen Nachrichten unterstützet, und denen ich hier öffentlich meine Danksagung für ihre gütigste Beihülfe abstatte.

Zuerst werde ich gleichsam eine Geschichte der Stallfütterung jedes Oberamts geben; darauf werde ich in besondern Anmerkungen oft mit den eignen Berichtsworten des Gerichts die Gedanken der Einwohner selbigen Orts anführen, um zu zeigen, unpartheiisch zu zeigen, wie der Bauer

er da denkt, und wie himmelweit dieſe Einwohner von jenen Bauern verſchieden denken, die ihr Vieh auf Weyden ausmergeln, und alſo Bauer gegen Bauer ſtellen. Endlich werde ich die ſehr wichtigen Beobachtungen von ſeltenen Erſcheinungen der Viehſeuchen anführen.

Und damit jedermann ſich auf dieſe Nachrichten ſicher verlaſſen könne, ſo mache ich hiemit bekannt, daß die Urkunden, woraus ich geſchöpft, in der Regiſtratur unſerer Geſellſchaft aufgehoben worden, wo jeder ſie ſehen, und unterſuchen kann.

§. 27. Oberamt Alzey; ausſchließlich des Unteramts Freinsheim.

In dem Oberamte Alzey befinden ſich verſchiedene Arten das Vieh im Sommer zu ernähren; ich habe alſo vor räthlich gehalten, der Deutlichkeit wegen, von jeder Art beſonders zu reden.

I. Stallfütterung durch das ganze Jahr.

Folgende Orte füttern ihr Vieh das ganze Jahr im Stall, ohne daß solches weder auf einen gemeinen Weydstrich, oder in der Ernde auf die Stoppeln, oder im Herbst auf die Wiesen getrieben werde.

Alsheim. Alzey. Armsheim. Bermersheim. Blödesheim. Dalsheim. Dautenheim. Dintesheim. Eimsheim. Einselthum. Esselborn. Flomborn. Kettenheim. Kriegsheim. Leißelnheim. Lonsheim. Mölsheim. Monzernheim. Mörrstatt. Niederflörsheim. Pfeddersheim Schimsheim. Spiesheim. Stetten. Walheim. Wintersheim. Aus dem Amt Erbesbüdesheim: Standenbühl. Erbesbüdesheim.

Die Stadt Alzey mitgerechnet, sind also 28 Ortschaften, die blos Stallfütterung

rung haben. Sie enthalten ungefehr 2389 Haushaltungen, ohne die verſchiedenen Gefreiten, Beamten ꝛc. ꝛc. mitzurechnen, die ebenfalls ihr Vieh im Stall füttern. Nach der zuverläſſigſten Tabelle hatten dieſe Ortſchaften im Jahr 1771 an Pferden und Rindvieh 5527 Stück.

Das Vieh wird mit Gras und Unkraut aus den Brachäckern, Fruchtäckern, Wegen' Rechen, und wo Weinberge ſind, von dem Unkraut aus denſelben, von Wieſengras, von verſchiedenen Sorten Klee; im Herbſt von allerlei Abgeblattetem, von Rüben, Turnips, Gras vom Stoppelfeld ꝛc. ernähret. Viel Ortſchaften bauen auch Etzfutter; die Armen ſuchen meiſt ihre Fütterung Laſtweis zuſammen.

Alle obgenannten Orte haben gar keinen gemeinen Weydgang in ihrer Gemarkung;

blos allein in Erbesbüdesheim werden die Ochsen des Tags (und das zwar sehr übel) etliche Stunden in den Wald getrieben. Auch Standenbühl hat die Gerechtigkeit der Waldweyde; wegen Strittigkeiten kann es aber solche (zu ihrem großen Glück) nicht betreiben.

Klee wird überhaupt von allen Ortschaften noch gar wenig gebauet; doch ist in jedem Ort der Kleebau.

Der mehreste Klee wird wie das Etzfutter grün gefüttert, sehr weniges wird hie und da für Heu aufgetrocknet.

Besondere Beobachtungen jener oben genannten Ortschaften aus ihren Berichten ausgezogen.

Alzey. In hiesiger Stadt wird das Vieh nie in den Stoppeln oder abgemähten Wiesen geweydet, weilen die Nahrung nicht zu achten,

der

der Schaden aber von Dung beträchtlich, auch jener Schade an den Wieſen gar zu merklich iſt. — Von Kleeſorten werden ſowohl der deutſche (dreiblätterichte) Klee, als der Luzerner oder ewige Klee, angebauet. Beide ſäet man hier im Frühjahr, ſowohl in Korn- als Gerſtenäcker. Man zieht in Betracht des Nuzzens, den deutſchen Klee dem Luzerner vor. Von dieſem letztern behauptet man, er müſſe morgens ehe die Sonne den Thau auftrokne, zum Füttern abgemähet werden, weil man durch die Erfahrung beſtätigt wiſſen will, daß der Mittags gemähte, und vom Thau getroknete Luzerner-Klee allezeit das Vieh aufſchwelle. Dieß ſoll aber der deutſche Klee nicht thun. Ueberhaupt beklagt man ſich, daß der Kleebau noch zu viel Vorurtheilen unterworfen ſey, hoft aber vernünftige Ackerleute, denen der wahre Ackerbau angelegen iſt, werden ſolche ſchon aus dem

Wege räumen, wie man denn schon angefangen, seine große Vortheile in besserer Unterhaltung des Viehes einzusehen.

Alsheim. Schon vor langen Jahren her hat man es vor rathsamer gehalten, die gemeinen Weiden zu Aecker und Wiesen zu benutzen, als solche mit Vieh zu betreiben. Um den Dung zu gewinnen, mag man nicht einmal die Stoppeln abweyden. Luzerner und dreiblätterichter Klee wird auch hier gebauet. Beide Sorten säet man mit der Gersten und egget sie miteinander ein. Man kann alsdann die Gersten zeitigen und einärnden lassen; besser aber scheint es zu seyn, auch dem Klee, vorzüglich dem ewigen Klee verträglicher, wenn man die Gerste, wenn sie Knoten getrieben, abmähet, und entweder grün verfüttert, oder zu Heu auftroknet.

Dalsheim. Bei der Stallfütterung wird der Dung besser benutzet; hier bauet man Luzer-

gernerklee, Rothenklee, und Espercette. Ersterer kommt auf gute Felder, und wird als der vorzüglichste gepriesen. Der rothe Klee wird in die Fruchtfelder eingesäet, das zweite Jahr wiederum umgeackert, und mit Winterfrucht bestellt. Espercette säet man auf Anhöhen und schlechtes Feld auch mit Vortheil. Vieler Klee wird auch zu Heu gemacht.

Daudenheim. Von den hier gebaueten drei Kleesorten Espercette, Luzerner Klee, und dreiblätterichter Klee findet man den letzten am besten. Keiner wird in die Frucht gesäet, sondern man nimmt die besten Aecker um das Dorf dazu.

Eimsheim. Hier bauet man blos ewigen Klee, das Feld dazu wird wohl gebaut und gedüngt.

Einselthum. Unter die Rüben säet man Erbsen, Heidekorn, Daubenkropf, und wann

es

es gewachsen, rauft man es aus, und verfüttert solches; der rothe und Luzerner-Klee wird hier gebauet, von letzterm glaubt man den grösten Vortheil zu ziehen. Zu beiden bauet und düngt man die Aecker gut; sonsten ist hier viel steinichter, auch viel kalter Lettenboden.

Slomborn. Der Nutzen der Stallfütterung ist in mehr und besserer Milch und Dung. Der rothe und Luzerner-Klee wird in gute Felder, der Espercette in schlechte und steinichte gesäet. Den ersten hält man hier vor den verträglichsten.

Kriegsheim. Hier bauet man Espercette, Luzerner-Klee, und rothen Klee; letztern hält man für den besten; keiner wird in die Frucht angebauet.

Lonsheim. Von den drei Kleesorten hält man hier wegen seiner längern Dauer, den

blauen

blauen vor den beſten. Hier ſäet man ſtark Etzfutter in das Brachfeld, und befindet ſich ſehr wohl dabei.

Monzernheim bauet alle drei Sorten. Den Rothen in die beſte Felder, den blauen in gute, den Eſpercet in ſteinicht und ſchlechte Felder. Den blauen halten ſie hier für den beſten. Das meiſte wird auf die nächſten Aecker angeſäet, wenig unter die Frucht.

Niederflörsheim. Bei der Stallfütterung iſt mehr Dung zu erhalten; das Ort hat ziemlich Wieswachs, bauet aber doch etwas Klee, und zwar alle drei Sorten, hält aber den rothen Klee für den beſten, oft ſäet man den Samen zu Herbſtzeiten unter die Spelz, oder im Frühjahr unter die Gerſten.

Pfeddersheim. Man hat zwar den Eſpercet und Lucerner-Klee ſchon länger, wiewohl man ſehr wenig gebauet, aber erſt vor zwei Jahren

mit

mit dem rothen Klee den Versuch gemacht, der sehr glücklich ausgefallen: Denn man hat im zweiten Jahr von einem mittelmäßigen Morgen (vielleicht 90 Ruthen) im zweiten Jahr drei rechtschaffene Wägen Heu gemacht, und darauf das Feld mit Winterfrucht bestellt. Den Innhabern hat der Vortheil dieses Klees überaus eingeleuchtet, indem sie ihr Vieh vermehrt, in gutem Stand des Winters erhalten, und bessern Dung bekommen. Bei allen dem beklagt man den Unfleiß der Bauern, die bei all diesen handgreiflichen Vortheilen viel zu wenig Klee aussäen, und wünscht darüber ein herrschaftliches Reglement, so das Verhältniß des Klee- und übrigen Ackerbaues bestimmte.

Erbesbüdesheim. Hier wird rother, Luzerner-Klee, Espercette und etwas weisser Klee gebauet. Alle diese Kleesorten werden im April oder May unter Gerst, Korn, Haber und

Hanf

Hanf geſäet. Zur Aerndezeit werden die Früchten oberhalb dem Klee abgeſchnitten, und zu Herbſtzeiten der Klee mit Dung überführt. Bei dem Luzerner und rothen Klee findet man den gröſten Vortheil.

Bemerkungen von Viehſeuchen aus dieſen 28 Ortſchaften.

Folgende Ortſchaften haben bei Mannsgedenken, ſo reden die Berichtgebende, keine Viehſeuche gehabt.

Alzey. Armsheim. Bermersheim. Blödesheim. Dalsheim. Dintesheim. Eimsheim. Einfelthum. Eſſelborn. Flomborn. Ketzenheim. Kriegsheim. Leißelnheim. Lonsheim. Mölsheim. Monzernheim. Niederflörsheim. Pfeddersheim. Spiesheim. Steten. Wintersheim. Erbesbüdesheim. Standenbühl.

Folg-

Folglich sind von 28 Orten 23 gänzlich verschont geblieben, ja die meisten sagen, es sey ja bekannt daß der Weydgang meist die Viehseuchen verursache, folglich bei ihnen keine solche seyn könne.

Folgende fünf Orte geben von Viehseuchen Nachricht: Alsheim. Bei Mannsgedenken hat man keine Viehseuche, als in den Jahr 1743, 1744 und 1762 gespührt.

Dautenheim. Vor ungefehr 10 Jahren (1762) hat man hier eine Viehseuche gespührt.

Mörstatt. In den Kriegszeiten ist einmal eine hier gewesen, die aber aus der Fremde hereingebracht worden.

Schimsheim. Seit 1743 weiß man von keiner Viehseuche.

Walheim. Vor ungefehr 7, oder 8 Jahren (1764. 1765.) hat man etwas von einer Viehseuche gespühret. Was

Was vor Seuchen es geweſen, auch ob ſie ſtark um ſich gegriffen, und ordentlich gewüthet haben, finde ich nicht angemerkt. Wahrſcheinlich muß aber lezteres nicht geweſen ſeyn, weil man ſich allemal nur des Worts, geſpührt, bedienet, welches aber keine ſtark graſſirende Seuche andeutet.

2. Stallfütterung mit Stoppelweyden.

Folgende Orte haben das ganze Jahr Stallfütterung, nur treiben ſie nach eingethaner Ernde das Vieh auf die Stoppeläcker.

Albig. Aſpiesheim. Biebelnheim. Dornürkheim. Eppelsheim. Freimersheim. Frettenheim. Gundersheim. Hangenwahlheim Hangenweinsheim. Heimersheim. Heppenheim. Mauchenheim. Niederweinheim. Oberflörsheim. Selßen. Undenheim. Weinheim. Weinolsheim. Weſthofen.

Wolfsheim. Wonsheim. Und aus dem Amt Erbesbüdesheim: Oberndorf.

Es sind also 23 Ortschaften, die blos Stallfütterung haben, wie die obige 28 Ortschaften, die aber um die Erndzeit auch die Stoppelfelder beweyden. Doch geschieht es meist nur, damit die Kühe zum Faſel kommen, wie es beinah überall bemerkt ist, und wenn dieß geschehen, behält man die Kühe der bessern Milchnutzung und der Vermehrung des Dungs halben, gewöhnlich wieder zu Hause. Sie sind also in Betracht dieser Viehbesorgung, wenig von den obigen 28 verschieden. Diese 23 Ortschaften enthalten ungefehr 1995 Haushaltungen, und hatten im Jahr 1771, 5279 Stück Vieh.

Im übrigen gelten hier alle Beobachtungen wie oben. Das Vieh wird in den

Stäl-

Ställen wie bei den 28 Dorfschaften gefüttert. Nirgends sind gemeine Weydgänge, als bei dem Ort Mousheim, der solche klüglich verachtet. Klee wird auch meistens noch sehr wenig angebauet, und bleibt das obige Verhältniß beinah durchaus richtig. Er wird auch gewöhnlich nur grün gefüttert, und sehr wenig zu Heu gemacht. Ihre Felder werden sämmtlich flürlich gebrachet und angebauet.

Besondere Bemerkungen.

Albig. Hier werden die 3 Kleesorten, Espercette, rother Klee, und Lucerner-Klee, gebauet; alle 3 Sorten werden des Frühjahrs in die besaamten Felder gesäet.

Aspiesheim. Hier wird Espercette und Lucerner-Klee gebauet. Lezterer geräth hier wegen der naßkalten und magern Gemarkung nicht recht, ausser in den Krautäckern;

doch dauret er nicht länger als 3, 4, höchstens 5 Jahr. Der Espercette ist einträglicher, weilen die Gemarkung meist abhängend oder bergicht ist. Der mehreste wird in die ausgehauenen Weinberge gebauet, die man nachher wieder dazu anrottet.

Eppelsheim. Hier bauet man rothen und und ewigen Klee, in den besten Feldern, meistens in Fruchtfeldern; den lezteren ziehet man dem ersteren vor.

Freimersheim. Weil der Espercette in den schlechten Feldern auch geräth, so wird er hier am stärksten angebauet. Er kommt auf Feldern fort, die keine Früchte mehr tragen, und giebt sehr gutes Futter.

Heppenheim. Hier wird viel rother, und Lucerner-Klee in die guten Felder mit großen Nutzen gepflanzet; Espercette aber in die entfernten und schlechten Felder. Die Unterthanen

fin-

finden daher einen erklecklichen Nutzen, sowohl für das Zug, als Milch- und Mast-Vieh und bauen immer mehr an.

Oberflörsheim. Unter den 3 hier angepflanzten Kleesorten hält man hier den rothen dreiblätterichten vor den besten, weil er öfterer abgemäht, zu Heu gemacht und besser als der andere verfüttert wird, auch die Felder in besserm Stand halten soll.

Westhofen. Die Stallfütterung ist hier höchst nöthig, denn auf den Weyden wird der Dung nur verschleppt, und müssen also bei dessen Ermangelung sowohl die Aecker als Weinberge vermagern. Zudem haben wir einen reichen Ertrag an Milch. Etzfutter wird hier gebauet, so aus gemischten Erbsen, Wicken und Heidekorn besteht. Im Herbst ist zwar Stoppelweyde; aber man treibt nur jenes Vieh dahin, so des Fasels benöthiget

ist. Lucerner und rother dreiblätterichter Klee wird hier in wohlgebaute und gedüngte Aecker mit Gerst gesäet, welch leztere man entweder zeitig werden läßt, oder auch grün verfüttert. Fast alle Winter deckt man die Kleeäcker mit Dung, den man im Frühjahr wieder abrechet. Der Lucerner-Klee wächst hier am höchsten, dauert mehrere Jahre, und kann einmal mehr als der rothe gemähet werden, deswegen ertheilt man ihm hier den Vorzug.

Wonsheim. Diese Gemeine hat zwar einen Weydgang in ihren Wald, aber sie weiß mehr Nutzen aus der Stallfütterung zu schöpfen, und füttert das ganze Jahr im Stall, ausser jenes, des Faſels benöthigten Viehes, so auf die Stoppeln, aber nicht der Weyde wegen geht; Man bauet alle 3 Kleesorten, und hält sie für sehr ersprieß-

ſprießlich, weilen ſie viel Fettigkeit in die Gemarkung bringen.

Bemerkung der Viehſeuchen.

Folgende Orte haben bei Mannsgedenken nichts von Viehſeuchen bemerkt.

Albig. Biebelnheim. Eppelsheim. Freimersheim. Frettenheim. Grundersheim. Hangenweinsheim. Heppenheim. Mauchenheim. Niederweinheim. Oberflörsheim, Selſen. Undenheim. Weinheim. Weinolsheim. Wolfsheim. Oberndorf.

Achtzehn Ortſchaften haben alſo nichts ſeit langen Jahren bemerkt; die übrigen fünf geben folgendes an.

Aſpiesheim. Vor 20 Jahren war dieſelbe mehr bekannt, aber ſeit dieſer Zeit weiß man von keiner mehr.

Dorntürkheim. Im Jahr 1762 hat man eine Viehſeuche verſpührt.

Hangenwalheim. Vor 20 Jahren hat hier eine Viehseuche grassiret; bei der Oefnung hat man eine große Galle vorgefunden.

Heimersheim. Durch fremdes hier eingebrachtes Vieh hat man, doch ganz gering Viehseuchen verspührt, aber keine die hier entstanden wäre.

Westhofen. Im Jahr 1743 hat hier eine starke Viehseuche grassiret, so daß kaum 4 Stallungen verschont geblieben. Man hat bei allen geöffneten eine große Galle wahrgenommen.

Hier sind zwey Viehseuchen, als sehr beträchtlich bemerkt, die andern drey aber müssen wohl sehr gering gewesen seyn.

3. Stallfütterung mit Stierplätzen.

Münster. Weil die Weyde hier sehr gering ist, wird das Vieh Morgens, Mittags

tags und Abends, nebst derselben im Stall gefüttert. Die Kühe und Rinder werden theils in die Brachäcker theils in dem gemeinen Wald geweydet, das Zugvieh hingegen wegen der Unbeträchtlichkeit der Weiden immer im Stall gefüttert.

Odernheim, Das junge Rindvieh und so den Fasel nöthig hat, geht in die Brache, und Stoppeläcker; das andere bleibt der bessern Nutzung wegen im Stall.

Osthofen. Wird nur wegen dem Stier auf die Weyde getrieben, und bleibt sonst im Stall.

Pfiffligheim. Das Vieh geht zwar Morgens und Nachmittags auf die Weyde, es ist aber nur ein Stierplaz, und welches den Fasel nicht nöthig hat, bleibt zu Hause; Man betreibt auch keine Stoppeln.

Mörsfeld. Hier füttert der Bauer zwei bis drei Milchkühe, wegen der bessern Milch-

nutzung und des Dungs, im Stall, das übrige geht auf die Weyde. Die Milchkühe kommen aber nicht zum Stall heraus, und werden an der Kette zum Faſel geführt.

Ruppertseck. Das Milchvieh wird im Stall gefüttert, das übrige geht auf die Weyde.

Sponsheim. Das Rindvieh geht zum Theil in die Weyde; Es ſind kaum 5 Morgen Klee in der Gemarkung, hingegen bauet man mehr Wicken, Heidekorn, Haber, Rüben ꝛc. zum grün füttern.

Hier ſind alſo ſieben Ortſchaften, von denen vier beinah Stallfütterung haben; Die drei letzteren aber das Mittel zwiſchen Stallfütterung und Weyde halten. Die erſtere vier Ortſchaften haben 670 Haushaltungen und 1629 Stück Vieh, die drei lezteren aber 132 Haushaltungen und 299 Stück Vieh.

Hier

Hier gelten alle Beobachtungen wie oben. Das Stallvieh wird auf die nemliche Art ernährt. Klee wird noch sehr wenig gebauet und wenig zu Heu gemacht. Odernheim allein bauet flürlich und brachet. Die übrigen Orten brachen zwar auch, aber nicht flürlich, sondern jeder bauet was er kann, und zu zwingen im Stande ist.

Besondere Bemerkungen.

Münster. Hier wird Lucerner-Klee, Espercette und weisser Klee gebauet. Der Lucerner-Klee kann hier viermal gemähet werden; die Einwohner schneiden ihn klein, vermischen ihn mit Herel, weil er allein gefüttert, dem Vieh, besonders dem gefräßigen, gar leicht schädlich ist. Espercette wird in schlechte Felder angebauet, kann das Jahr nur zweimal gemäht werden, füttert aber desto besser. Der weisse

Klee

Klee wird das Frühjahr in die Winterfrucht geſäet und kann man ihn ſchon im Herbſt, wenn die Witterung günſtig iſt, abmähen. Er wird zwar nicht hoch, aber ſehr dicht, und wird das folgende Jahr zu lauter Heu aufgetrocknet; weil man ſeine grüne Fütterung nicht ſo vor rathſam hält. Er liefert das kräftigſte Heu, und kann man damit mäſten. Es iſt auſſer Zweifel, daß ein Morgen Klee mehr eintrage, als ein Morgen Frucht. Dennoch bauet man ihn nicht ſtark. Uebrigens iſt dem Klee nichts zu wider, als magere Aecker, und wenn man ſolche wohl düngt, ſo geräth er gewiß.

Viehſeuchen.

Folgende Orten haben in langen Jahren keine gehabt.

Odernheim. Pfiffligheim. Mörsfeld. Sponsheim. Ruppertseck. Münſter hat

deswegen nichts gemeldet, als daß bei Stallfütterung keine Seuchen wären.

Osthofen. Es sind schon hier Viehseuchen beobachtet worden, aber zu Mühlheim, wo lauter Stallfütterung ist, niemals; und glaubt man also, daß solche Seuchen von den feuchten und sumpfigten Weyden, von der Hize und Kälte, auch von den fallenden Reifen herrühren.

§. 28. Unteramt Freinsheim.

Auch hier sind verschiedene Arten von Fütterung, wovon zuerst:

1. Die Stallfütterung.

Folgende Orten haben beständige Stallfütterung.

Dackenheim. Groskarbach. Obersilßen. Offstein. Ottersheim. Rotenbach.

Die-

Diese sechs Ortschaften enthalten ungefehr 403 Haushaltungen. Uebrigens gilt hier, was ich oben schon erinnert. Sie hatten im Jahr 1771, 998 Stück Vieh.

Besondere Bemerkungen.

Dackenheim bauet Lucerner, dreiblätterichten Klee und Espercette und säen sie solchen in die Gerst- und Repsäcker.

Groskarbach. Hier bauet man blos Lucerner und dreiblätterichten Klee; man säet beide entweder im Herbst in die Winterfrucht, oder Frühjahrs in die Gerste. Der ewige soll am besten für die Pferde, der andere für das Rindvieh seyn. Sonsten nimmt man die besten Aecker, auch die ausgehauenen Weingärten darzu.

Offstein. Hier wird schon viel Klee gebauet, und soll ein Wiedertäufer über 40 Morgen

gen draus haben; sie bauen alle drei Sorten. Lucerner wird in wohlgedüngte Felder, Frühjahrs in die Gerste, Espercette in allerhand Feld, nur nicht in nasse, um Kiliani in die Rüben, dreiblätterichter Frühjahrs in die Gerste gesäet. Diese muß aber frühzeitig abgegraset werden, und findet man diese Sorte am besten. Espercette hat man voriges Jahr auf einen kiesigten sonst unbebauten Boden gesäet, und er ist vortreflich gerathen, und hat sehr reichlich getragen.

Rotenbach. Hier wird besonders dreiblätterichter Klee gebauet, den man Frühjahrs in die Gerstenfelder, auch in die Spelz und und Kornäcker einsäet. Nach etlichmaligem Abmähen wird er wieder ausgezackert, und die Felder mit Früchten bestellt, welche denn in diesen Kleefeldern gar gut zu gerathen pflegen.

Vieh-

Viehseuchen.

In diesen sechs Ortschaften ist nie eine Viehseuche verspüret worden.

2. Weyde mit Stallfütterung.

Die Ortschaften haben zwar Weydgänge, aber auch wegen des bessern Nutzens Stallfütterung zugleich.

Großniedesheim. Hessen. Kleinniedesheim.

Diese Ortschaften haben 197 Haushaltungen, und im Jahr 1771, 562 Stück Vieh gehabt.

Besondere Beobachtungen.

Heßheim. Hier säet man Espercette und dreiblätterichten Klee. Einige säen ihn des Winters in die Kornfelder, die meisten aber des Frühjahrs in die Gerste. Beide lobt man; nur zieht man den letztern vor, weil der Neubruch geschwinder in Bau kommt. Auch wird

er

er ſtatt der Brache in ſolche Felder geſäet, wo er dann gewöhnlich im zweiten Jahr umgezackert wird, und das Feld alsdann die beſte Frucht liefert.

Viehſeuchen.

Grosniedesheim. Die Viehſeuche iſt ſchon zum drittenmal hier geweſen.

Kleinniedesheim. Iſt unſers Wiſſens ſchon zum zweitenmal hier geweſen.

§. 29. Einige Anmerkungen über das Oberamt Alzey.

Wir ſehen alſo in dieſem einzigen Oberamt bei 63 Ortſchaften, daß die Stallfütterung nicht eine leere Grille, ſondern wirklich möglich ſey. In den meiſten Orten iſt ſie ſeit undenklichen Zeiten eingeführt, und die Leute ſind ausnehmend damit zufrieden. Bei allen dem iſt zu beklagen, daß ſie den

Kleebau nicht stärker treiben, um dadurch sich der mühseligen Stallfütterung zu überheben. Da aber meine Nachrichten alle vom Jahr 1771 sind, in dem Jahr 1772 aber in Kuhrpfalz mehr Klee angebaut worden, als man sich je erinnern kann, so ist zu hoffen, daß auch diese Einwohner ihre Saumseligkeit hierinn werden zu verbessern gesuchet haben.

Uebrigens ist jederman bekannt, daß dieß Oberamt eins der fruchtbarsten ist, und der Kornspeicher von der Pfalz genennt wird. Dörfer liegen an Dörfern, und diese sind nicht allein wohl bevölkert, sondern sie nehmen täglich an Einwohnern zu, wie ich dieß aus gar sehr guten Quellen weis.

Hier sind also redende Zeugnisse von dem Nutzen der Stallfütterung.

Ich

Ich bin hier bei dieſem Oberamt am weitläufigſten geweſen, weil es wirklich die meiſte Stallfütterung hat; bei den andern will ich mich kürzer faſſen, um das einmal geſagte nicht wiederholen zu dürfen.

§. 30. Oberamt Creuznach.

Obgleich in dieſem ſchönen Oberamt die meiſten Ortſchaften noch Viehweyden haben, ſo ſind doch ein großer Theil der Unterthanen bei dem mehreren Anbau des Klees von ſelbſt darauf gekommen, ihr Vieh im Stall zu füttern. Doch haben folgende Orte das ganze Jahr Stallfütterung.

Gauſingen. Da der Weydgang gar gering iſt, ſo wird das Vieh das ganze Jahr im Stall gefüttert, einige ganz unvermögende Leute ausgenommen, die hier Vieh treiben. Die hieſigen Unterthanen fin-

den diese Stallfütterung sehr wohl, und haben bei ihrer Landhaushaltung merklichen Nutzen gespühret. Sie bauen alle Sorten Klee und machen auch Heu daraus.

Zotzenheim. Hat wegen Abgang der Weyde das ganze Jahr Stallfütterung.

Boßenheim. Hat ebenfalls blos Stallfütterung, bauen alle Sorten Klee, und troknen auch Heu davon.

Schwabenheim. Hat keinen Weydgang, aber die Unterthanen wissen auch, daß die Stallfütterung besser sey, und daß sie der Landwirtschaft aufhilft. Sie bauen alle Sorten Klee, verfüttern ihn grün, und heben das Wiesengras zu Heu auf. Gar wenige betreiben im Herbst die Wiesen, weil die meisten den Schaden einsehen.

Oberhilbersheim. Hat das ganze Jahr Stallfütterung, die Leute befinden sich gar

wohl

wohl dabei, und empfinden einen ſtärkern Nutzen vor ihre Landwirtſchaft. Sie bauen alle Sorten Klee, und machen Heu davon.

Hackenheim. Hat beſtändig Stallfütterung.

§. 31. Oberamt Heidelberg.

In dieſem großen Oberamt iſt noch meiſtens Weydtrieb; doch ſind auch viele Ortſchaften die blos Stallfütterung haben.

Kirchheim. Hat blos Stallfütterung und befindet ſich ſehr wohl dabei. Von Viehſeuchen wiſſen ſie nichts.

Friedrichsfeld. Hat lauter Stallfütterung, und gar vielen ſchönen Kleebau.

Gutenbach. Das Vieh wird Winters und Sommers meiſt im Stall gefüttert; des Sommers wird ihm Klee, des Winters aber Heu, Ohmet ꝛc. gegeben Die Viehſeu-

che ist bei Mannsgedenken nur einmal daselbst gewesen.

Dayspach. Das Vieh wird im Winter und Sommer im Stall gefüttert, mit Klee, Wicken, Rüben ꝛc Der Klee wächst mit Gips und Salzbözig gedüngt überall; sie wissen auch von der Viehseuche nichts.

Schatthausen. Das Vieh wird das ganze Jahr im Stall, des Sommers mit Klee, Geisdisteln ꝛc, des Winters mit dörrem Klee, Omet ꝛc. ꝛc gefüttert. Sie bauen viel, und zwar allerley Klee, der überall wächst, wenn er mit Gips oder Salzbözig gedüngt wird. Von der Viehseuche wissen sie nichts.

Ochsenbach und Meinspach. Füttert das Vieh beständig im Stall; des Sommers geben sie ihm Klee und Gras, des Winters dörren Klee, Heu, Ohmet Rüben ꝛc. Von der Viehseuche wissen sie nichts.

Klee-

Klee bauen ſie viel, der mit Gips gedüngt überall fort kommt.

Meckesheim. Eben ſo.

Angeloch. Füttert das Vieh das ganze Jahr im Stall, im Sommer geben ſie ihm Klee, und zwar Stein- und anderen Klee; im Winter aber etwas Heu, Ohmet, Stroh, Rüben ꝛc. Von der Viehſeuche wiſſen ſie nichts.

Bargen und Flinsbach. Füttert das Vieh Winters und Sommers im Stall; des Sommers meiſt mit Klee, den ſie ſtark bauen, des Winters mit dörren Klee, Heu, Ohmet, Haberſtroh, Rüben ꝛc. Von der Viehſeuche wiſſen ſie nichts. Der Klee wächſt bei ihnen überall, wenn er mit Gips ꝛc. gedüngt wird.

Mauer. Hat keine beſondere Weyde, füttert daher das Vieh Sommers und Winters meiſt im Stall, des Sommers mit dreiblätterichten Klee, den ſie mit Salzbo-zig und Gips düngen, und mit anderm

Gras von Aecker und Wiesen; des Winters mit dörren Klee, Heu, Ohmet, Stroh, Rüben ꝛc. Von der Viehseuche ist ihnen nichts bekannt.

Helmstadt. Das Ort hat keine Weyde, sondern sie füttern das ganze Jahr im Stall. Besonders spühren sie den großen Nutzen, sint der Zeit sie den Kleebau angefangen; doch geht es im Herbst auf die Stoppeln.

§. 32. Oberamt Moßbach.

Moßbach gehört unter die Oberämter, die in wenig Jahren ein anders Ansehen erhalten werden. Seit kurzen fangen sie an, durch mehrern Kleebau in eine wahre Aufnahme zu kommen, doch sind auch Ortschaften da, die noch in der tiefesten Unwissenheit stecken; Ich werde hier nach den Kellereyen die Sache mittheilen:

Moßbach Hat keinen gemeinen Weydgang, und füttern meistens ihr Vieh das

ganze Jahr im Stall, weil, wie die Berichtgeber gar wohl anmerken, sie gar ſtarck auf den Dung ſehen, doch betreiben sie noch die Stoppeln und Herbſtweyden. Den Klee ſäen ſie in Winterfrüchten, und nach eingethaner Fruchternde beſtreuen viele den jungen Klee mit Salzbötzig, andre mit Gips; kurz vor der Winterſaat machen ſie im dritten Jahr das Kleefeld herum, und beſäen ſolches mit Korn. Von Viehſeuchen wiſſen ſie nichts.

Neckarelz. In den Ortſchaften dieſer Kellerey iſt wie bei Moßbach Stallfütterung. Auch beweiden ſie die Stoppeln, und im Herbſt die Wieſen. Ubrigens iſt ihnen nichts von Viehſeuchen bewußt. In folgenden Orten iſt es eben ſo.

Diedesheim. Obrigheim. Mörtelsheim, Haſſmersheim. Siegelsbach.

Lohrbach. Hat seit 5 Jahren meistens lauter Stallfütterung, als seit welcher Zeit sich die Leute stark auf den Kleebau gelegt, und den großen Nutzen davon gespühret. Dennoch treiben noch viele ihr Vieh auf die Stoppeln, und im Herbst auf die Weyde.

Bürkheim. Hier ist seit 8 Jahren die Stallfütterung wegen dem stärkern Kleebau recht in Aufnahme gekommen, und die wenigsten Leute treiben mehr ihr Vieh auf die Stoppeln und Herbstweyde. Sie bauen den rothen Klee, und säen ihn entweder gleich nach der Ernde, oder auch im Frühjahr in die Frucht- und Stoppelfelder. Bei iedem Abmähen bestreuen sie ihn mit Gips, oder Salzasche; auch machen sie ziemlich zu Heu.

In folgenden Orten wird das Vieh meiſtens im Stall gefüttert, auſſer daß es auf die Stoppeln und Herbſtweyde getrieben wird. Doch giebt es auch gegenwärtig viele, die ſolches beſtändig im Stall füttern.

Nuſtenbach. Unterſcheflenz. Sulzbach. Dalau. Auerbach.

Alle die bisher angeführten Orten des Oberamts Moßbach wiſſen gar nichts von den Viehſeuchen, und haben entweder gar keine gemeine Viehweyde, oder nur den Trieb in den Wald, den ſie, wie billig verachten.

Die andere Ortſchaften haben meiſt gemeine Weydgänge, und weis ich von ſicherer Hand, daß es unter dieſen Bauern Männer giebt, die oft 20 und mehrere Stück Vieh haben, ſo ſie auf den großen Wald- und Weydſtrichen abtreiben, dabei aber doch ſo arm ſind, daß ſie oft nicht einmal die herr-

ſchaft-

schaftlichen Gelder zahlen können; zum großen Beispiel, wie nöthig die Stallfütterung sey, und daß nur durch diese der Bauer bereichert werde.

§. 33. Kellerey Hilsbach.

Da diese Kellerey einen merkwürdigen Beweis von dem ausnehmenden Nutzen des häufigen Kleebaus auf die Fruchtbarkeit giebt, so verdienet sie, daß ich etwas weitläufiger von ihr rede. Erst seit 10 bis 12 Jahren haben sie den Kleebau angefangen, und sint der Zeit haben alle Orte an Wohlstand und Reichthum zugenommen.

Hilsbach. Hat keine gemeine Weydgänge, folglich wird das Vieh im Stall gefüttert. Seit der Zeit aber, daß man den Kleebau erlernt, wird immer mehr Vieh gehalten, und nachgezogen. Nach neuern Erfahrungen säen die Leute den Espercette

in

in wohlgebaute Felder Frühjahres mit Sommerreps. Nach eingethaner Ernde ſtreuen ſie auf die jungen Pflanzen Salzbözig, weil ſie glauben, der Gips ſey dem Espercette nicht ſo vorträglich.

Sinzheim. Füttern ihr Vieh das ganze Jahr im Stall, auſſer im Herbſt betreiben ſie einige Wochen ihr anſehnlich Wieſenthal; Sie bauen alle Sorten Klee, aber ſäen keinen mehr in die Winterfrucht, ſondern finden es vorträglicher, ſolchen in die Sommerfrucht einzuſpritzen. Merkwürdig iſt es, daß dieſe Bürger ihr Vieh ſonſt in den Wald auf die Weyde getrieben, und da haben ſie im Jahr 1740 und 1741 Viehſeuchen gehabt. Sint der Zeit ſie aber aufgehört, ihr Vieh in den Wald zu treiben, und die Stallfütterung eingeführet, wiſſen ſie nichts mehr davon.

Richem.

Richem. Hat beſtändig Stallfütterung. Man bauet alle Sorten Klee, macht auch Heu davon. Auſſerdem füttert man Burgunderrüben ꝛc. ꝛc. Seit 100 Jahren iſt hier nichts von Viehſeuchen gehört worden.

Kirchart. Hat beſtändige Stallfütterung; vor dem Kleebau war ſchlechtes Vieh hier, itzo aber kommt es den andern hieſigen Ortſchaften darinn gleich.

Reyheim. Hat das ganze Jahr Stallfütterung, und baut vielen Klee. Den Espercette ſäen ſie mit großem Vortheil an die Anhöhen.

Elſens. Vormals trieben ſie ihr Vieh in den Wald, ſeit dem der Kleebau aufgekommen, füttern ſie ſolches immer im Stall, nur betreiben ſie das Stoppelfeld. Vor dem Kleebau und dann während dem

Vieh-

Viehtrieb hatten sie Seuchen, sint der Zeit keine mehr.

Steinfurth. Ausser der Herbst-Wiesenweyde wird kein Vieh getrieben, sondern immer im Stall gefüttert. Seit dem Kleebau ist ihnen nichts mehr von Viehseuchen bekannt.

Schluchtern. Hat beständige Stallfütterung. Ehe man noch den Kleebau gekannt, haben hier Viehseuchen grassirt; sint der Zeit weis man nichts mehr davon, ausser vor 6 Jahren bekam das Vieh Blattern auf die Zunge, es ist aber keines gefallen.

Möchten doch die übrigen Ortschaften dieses Oberamts diesen Beispielen folgen, und durch den Kleebau und die Stallfütterung sich der Dürftigkeit und Armuth entreissen!

§. 24.

Digitized by Google

§. 34. Oberamt Oppenheim.

In diesem Oberamt haben die meisten Einwohner schon den Nutzen der Stallfütterung eingesehen, und selbst wo gemeine Weyden sind, betreiben solche nur jene, die kein Sommerfutter bauen. Aber es giebt auch Ortschaften hier, die ihr Vieh das ganze Jahr im Stall füttern.

Stadecken und Essenheim. Diese beide Gemeinen haben keine Viehweyden, und im Fall auch genugsame Weyden da wären, so würden hiesige Einwohner (so reden die Berichtgeber) die alte Gewohnheit ihr Vieh im Stall zu füttern, um so mehr beibehalten, als dadurch aus dem Vieh größerer Nutzen gezogen, und der zur Erziehung der Früchte unentbehrliche Dung in größerer Menge erhalten wird. Sie bauen hier den rothen, und den ewigen Klee. Weil hier

das

das Holz gar rar ist, so hauen die Einwohner nach 6 Jahren die 2 bis 3 Ellen langen Wurzeln des Luzerner-Klees aus, und bedienen sich solcher statt des theuren Brandholzes. Dabei ist besonders merkwürdig, daß nach geschehener Aushauung, das Feld gleich mit Kohl, und die andere 3 folgenden Jahre mit Waizen, Korn und Gerste besamet werde, und nach bisheriger Erfahrung jederzeit eine reichliche Ernde abwerfe. Sind die Kühe stiericht, so werden sie zwar vor das Ort auf die Stoppeln getrieben; nimmer aber die ganze Heerde. Auch bleiben sie nie einen ganzen oder halben Tag drausſen, sondern höchstens nur 1 oder 2 Stunden. Und so treiben auch einige im Herbst ihr Vieh auf eine kleine Wiese; aber der große Schaden dieses Triebs ist hier so bekannt, daß oft 2 bis 3 Stück die ganze

Heerde ausmachen. Gleichwohl hat dieses Ort oft Seuchen, und ist das einzige in Kuhrpfalz, so wirklich Viehseuchen schon gar oft gehabt. Denn im Jahr 1762 sollen zu Essenheim 1000 Stück, zu Stadecken aber 800 Stück Hornvieh von der Seuche, die in der ganzen Gegend gewüthet, hinweggerafft worden seyn. Die Krankheit soll in der Milzfäulung, großer Galle, und gallicht- und brandigten Eingeweiden bestanden haben, und ist ebenfalls zu Oppenheim Nierstein ꝛc. ꝛc. gewesen. Nach Anzeige mehrerer Unterthanen ist zu Anfang der 1740ten Jahren auch eine Viehseuche in Stadecken eingerissen, wobei merkwürdig war, daß in der ganzen Gegend weder vorher noch nachher was von Viehseuchen gehört worden.

Schwabsburg. Das hiesige Vieh wird

seit

seit undenklichen Jahren mit nicht geringen Nutzen, in den Ställen gefüttert, und hält hier jedermann diese Stallfütterung besser, als alle gemeine Weyden. Es wird zwar nach der Ernde das junge Rindvieh um sich die Stallblindheit zu verspringen, (so sagen die Berichtgeber) dann und wann auf die Stoppeln getrieben, aber auf die Herbstwiesen ist hier gar kein Trieb erlaubt. Sie bauen alle Sorten Klee, und düngen ihn des bessern Wachsthums wegen, mit Gassen- und Gräbengrund. Die ihnen gnädigst zugetheilten Alimentfelder, haben den Einwohnern durch die Bank ausnehmenden Nutzen geschaft, und wünschen sie, daß man ihnen die bisher noch unbenuzten Alimentsstücker, zur bessern Benutzung, ebenfalls austheilen mögte. Uebrigens ist ihnen bei Mannsgedenken keine Viehseuche bekannt;

ausser bei der lezthinigen Niersteiner Seuche sind einige von daher angesteckte Rinder eingeführet worden, und daher gefallen.

Dexheim. Seit undenklichen Jahren, wird hier das Vieh im Stall gefüttert, und ist niemanden von einer Viehseuche im Ort was bekannt.

Elsheim. Hier ist die Stallfütterung bei Menschengedenken eingeführt; nur nach der Ernde und des Herbsts werden Stoppeln und Wiesen beweydet; Winters bedekken sie den Klee mit Dung oder Graben-Erde, und können auf diese Art ihren Klee viermal abmähen. Uebrigens ist bei Mannsgedenken keine Viehseuche hier gewesen.

Groswinternheim. Werden wie bei Elsheim nur die Stoppeln und Herbstwiesen betrieben, sonst aber das ganze Jahr das Vieh im Stall gefüttert. Ihren Klee

decken

decken sie alle Winter mit Dung, und machen auch viel Kleeheu. Von Viehseuchen ist hier gar nichts bekannt.

Sauberschwabenheim. Das Vieh wird das ganze Jahr im Stall gefüttert. Einiges geht zwar auf die Stoppelweyden, und Herbsts auf die Wiesen, das meiste aber bleibt das ganze Jahr zu Hause. Von allen 3 Kleesorten machen sie Heu, das sie sehr gut finden. Von Viehseuchen ist hier nichts bekannt.

§. 35. Oberamt Stromberg.

Folgende Orte haben beständige Stallfütterung.

Gerolsheim. Hat keinen Weydgang, daher wird das Vieh das ganze Jahr im Stall gefüttert.

Engelstadt. Hat keinen Weydgang, daher wird das Vieh das ganze Jahr im

Stall gefüttert, auch wird viel Klee gebauet.

Entzheim. Hat ebenfalls wegen Abgang der Weyde beständige Stallfütterung.

Niederhilbersheim. Wegen Abgang des Weydgangs ist hier Stallfütterung, nur werden die Stoppeln nach eingethaner Ernde betrieben.

Appenheim. Sie hatten Viehweyden, aber im Jahr 1767 haben sie angefangen, den Weydgang umzuzackern, und ihr Vieh im Stall zu füttern; dennoch betreiben sie noch Stoppeln, und im Herbst die Wiesen.

Heddesheim. Hat zwar Weydstrich, das mehreste Vieh aber wird der bessern Nutzung wegen im Stall gefüttert.

Viehseuchen.

Engelstadt, Entzheim und Niederhilbersheim wissen sich gar keiner Viehseuchen zu erinnern; hingegen finde ich eine zu Gerolsheim, vor

vor 12 Jahren angemerkt. Bey Heddesheim ist sie in 50 Jahren zweimal gewesen und im Herbst des Jahrs 1743 bis auf das Frühjahr 1744 ist von einer eingebrachten kranken Kuh das ganze Ort angesteckt worden, und alles Vieh gefallen. Man muß aber bemerken, daß in diesem Oberamt bei der Stallfütterung noch das gehörige Futter mangle, und daß folglich wegen elender Fütterung Krankheiten hier leichter möglich sind.

§. 36. Allgemeine Beobachtungen über die Stallfütterung.

Hier führe ich also 136 Ortschaften an, in welchen im Jahr 1771, 27478 Stück Vieh gewesen. Es sind noch viele in der Kuhrpfalz, und in dem gröſten Theil der Oberämter Bretten, Boxberg und Otzberg ist sie ebenfalls eingeführet; ich habe aber keine besondere Erwähnung von den da inn liegenden Ortschaften gethan, weil die Berichte mir

nicht klar genug geschienen, und weil ich geglaubt, diese Anzahl von Städtchen und Dörfern seye hinlänglich, um den ungegründeten Machtspruch der Unwissenden: Es geht bei uns nicht an! sattsam zu widerlegen.

Niemand wird glauben, daß in einer so beträchtlichen Zahl Ortschaften es nicht auch Arme gebe, und folglich sich überzeugen, daß bei diesen die Stallfütterung eben so möglich sey, als bei den Reichen. Im Gegentheil ist für diese Leute die Stallfütterung ein vorzügliches Gewerbe, da sie in der Milch Lebensunterhalt, und beim Vieh-Verkauf Geldverdienst haben. Und sie finden hierinn die sicherste Quelle bei gutem Haushaltungsgeist und Fleiß sich zu erholen, und wohlhabende Bürger zu werden.

Auch für das Vieh ist es ausserordentlich verträglich. Viele sich klugdünkende sind

gleich

gleich mit der Antwort fertig: Wenn das Vieh keine Bewegung hat, so muß es ja krank werden! Sie nehmen sich die Erlaubniß, hier von den Menschen ein Beispiel abzunehmen, und überzeugen sich durch diesen Trugschluß so sehr, daß man sie umsonst eines andern überzeugen wird.

Aber der unglückliche Mensch, der Narr, der seiner Seelenkräfte beraubt ist, und hierinn sich den Thieren sehr nähert, kann Zeitlebens eingesperrt seyn, und sich ausserordentlich gesund dabei befinden, und ein hohes Alter erreichen. Nachdenken und sich nicht bewegen, ist ausserordentlich schädlich. Aber das Ding, das nicht denkt, kann Zeitlebens stille sitzen, sein Körper wird dadurch nicht Noth leiden.

Noch handgreiflicher beweisen dieß die obenangeführten Erfahrungen.

Von 72 Ortschaften, die Jahr aus Jahr ein, Stallfütterung gehabt, sind 65 seit Menschengedenken gänzlich davon verschont geblieben; 6 haben Viehseuchen nur so gelinde gehabt, daß die Berichtgeber immer gesagt: sie hätten solche nur gespührt. In Stadecken allein war eine wirkliche Seuche.

Von 64 Ortschaften, die Stallfütterung mit Herbstweyde gehabt, sind 5 verschont gewesen; in 8 Ortschaften hingegen hat man Viehseuchen wahrgenommen, und in 5 haben sie wirklich grassirt.

Nach diesen Beobachtungen ist also klar: je mehr das Vieh zum Stall hinaus kommt, je mehr Gefahren ist es ausgesezt.

Hingegen jener, der sein Vieh das ganze Jahr im Stall hält, hat die allergrößte

Sicherheit, von der erschröklichen Plage des Viehfalls verschont zu bleiben.

Dieß ist ein beträchtlicher Vortheil, der jedem die Augen öfnen sollte. Größer, unaussprechlich größer aber ist jener, der durch die mehrere Gewinnung des Dungs erhalten wird. Denn da nach meinen, in dem ersten Abschnitt angeführten Grundsäzzen, in diesem Dung der Urstof der Fruchtbarkeit verborgen liegt, von der Fruchtbarkeit des Landes aber Segen und Wohlstand des Ganzen und der Einzelen abhängt: so mag ein jeder ächter Bürger die Folgen ermessen, die von der Stallfütterung herkommen.

Und nun erlaube man mir, noch mit einem Blick mein Vaterland zu übersehen. Da, wo der Unterthan blos vom Ackerbau lebt, ist er um desto ärmer, je größer sein Weydestrich ist; wohlhabend ist er, wo er Stall-

fütterung

fütterung hat, und reich, wo er seine Stallfütterung durch den Kleebau unterhält.

Glücklich sind die Unterthanen, die ein vielleicht blinder Zufall genöthiget hat, wider ihren Willen, durch die Stallfütterung sich in gute Umstände zu versetzen! Eben so glücklich jene, die durch dieß Beispiel klug werden!

Von

dem gegenwärtigen Zustand Otterbergs.

Von

Jakob Karl Herzogenrath.

Otterberg, ein ehemaliges sehr reiches Cistercienser Kloster, wurde vor beinahe zwey Jahrhunderten, (1579) mit niederländischen Flüchtlingen bevölkert, die in dem von Heydelberg nicht weit entfernten Orte Schönau

ihren

ihren Wohnsitz gehabt hatten, ihn aber damals verlassen musten, und sich hieher begaben.

Diese Leute scheinen die Feldwirtschaft gehörig verstanden zu haben. Der Boden der meisten Felder in der hiesigen Gemarkung ist tief hinunter fruchtbar; (1) und kann es, nur nach und nach durch tiefes pflügen geworden seyn. Vielleicht ist auch das an dem Rathhause hängende, ganz ungewöhnlich große, und zu einem Pfluge gehörige Eisenwerk ein Denkmal ihrer fleissigen und starken Ackerarbeiten.

Große Stücker Feldes hatten sie mit lebendigen Hecken umzäunet, und häufig mit Obst-

(1) Ein Acker von 2 Morgen, welcher um deswillen keinen Käufer finden konte, weil man ihn für allzu mager hielte, wurde in dem Jahre 1771. 4mal und zwar so tief als es thunlich wäre, gepflüget; und hernach, ohne daß er wäre

Obſtbäumen bepflanzet, die aber, in der Folge der Zeit, theils nicht gehörig unterhalten, theils vorſezlich ausgehauen wurden. Dieſe umzäunete Felder nannten ſie Weyden: und es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß damals nicht allein jeder die Erlaubniß hatte, ſein Feld nach eigenem Gutbefinden zu behandeln, ſondern es auch der ſo beſchwerlichen, und eben ſo ſchädlichen Weydgerechtigkeit zu entziehen. Vielleicht dürfte man bey dieſer Gelegenheit, auch die Muthmaſſung wagen, daß die Umzäunungen der Felder, die izt in Engelland ſo gewöhnlich ſind, und der Landwirtſchaft dieſer Nation ſo viel Vorzüge geben, eine urſprünglich deutſche Erfindung ſind. Vielleicht iſt auch die in dem ganzen

Ober-

gedüngt worden, beſäet. Das darauf folgende Jahr lieferte er 160 Garben Korn, und izt, (in der Mitte des Aprills 1773.) giebt er Hofnung zu einer reichen Klee-Ernde.

Oberamte Lautern noch herrschende Freyheit das Feld nach eigener Willkühr zu bauen, ein glücklicher Rest jener ehmals üblichen Umzäunungen.

Hier lebeten diese Leute ganz ruhig, bis nahe an das Ende des vorigen Jahrhunderts. Damals nöthigte sie auch der verderbliche Krieg, der unser ganzes Vaterland verwüstete, aus ihren Wohnungen zu entfliehen, und in friedlichern Gegenden Ruhe und Sicherheit zu suchen.

Kaum aber war der Friede wieder zurücke gekehret, so eileten auch sie, wenigstens ihrer ein Theil, in die vorigen Wohnungen zurücke, und Otterberg scheinet sich bald wieder erholt zu haben.

Drey nicht fern von der Stadt angelegte Glashütten verschaften ihren Bewohnern, auf mehr als einerlei Weise, Beschäf-

tigung

tigung und Nahrung. Ganze Strecken von Waldungen würden niedergehauen, und in fruchtbare Felder verwandelt; die Gegend aber auch zugleich milder und angenehmer dadurch gemachet. Der Ueberfluß des Holzes verschafte einen reichen Vorrath an Aschen, die in Potasche verwandelt, und mit Vortheil verkaufet, der ausgelaugte Theil aber auf die Aecker gestreuet wurde, der sie auf eine ungemeine Weise bereicherte. Zu der Zeit glaubete man auch noch nicht, daß es dereinst am Holz gebrechen würde; es dachte niemand, daß, um des jungen Nachwuchses willen, die Wälder müßten geschonet werden; daß diese durch den Weydgang einen unersetzlichen Schaden leiden müssen: und eben deswegen konnte damals freilich zum Vortheil des Ackerbaues, aber auch zum desto größern Nachtheil des Waldes eine

ansehnliche Menge Viehes unterhalten werden. Ueberhaupt scheinet Otterberg damalen in seinem blühenden Zustande gewesen zu seyn, von welchen es aber nach und nach wieder herunter gesunken ist.

Es fieng an am Holtz und an Asche zu fehlen; Die Glashütten mußten stille stehen, und wurden zu Erb-Bestandshöfen gemacht. (2) Heftige Schloßenwetter verwüsteten zu verschiedenenmalen und bald nach einander den ganzen Reichthum des Feldes, und zernichteten die Hofnung des ganzen Jahres. Die Viehzucht wurde merklich geringer, die Viehseuche kam dazu, die Einwohner verarmeten, und der Ackerbau wurde immer geringer, und die Ernde minder ergiebig.

(2) Der Drehenthaler- der Weinbruner- Hof und die alte Hütte.

Itzt beſtehet Otterberg aus 195 Wohnhäuſern, die von etwas mehr als 200 Haushaltungen, oder ungefehr 1000 Seelen bewohnet werden. Der gröſſeſte Theil der Einwohner beſchäftiget ſich mit Handthierungen und den Ackerbau zugleich. Nur 14 Familien ernähren ſich ganz allein von dieſen, und zwar meiſt damit, daß ſie das Feld der übrigen Einwohner bearbeiten, von denen die gröſſeſte Zahl aus Profeßioniſten beſtehet, die ſich zum Theil recht gut fortbringen. Da das Städtchen von den benachbarten, theils einheimiſchen, theils ausländiſchen Dorfleuten, die ihre Bedürfniße hie abholen, ſtark beſuchet wird.

Unter allen Profeßioniſten aber ſind keine zahlreicher, und bringen keine mehr Geld ein, als die Tuchmacher. Dieſe haben 13 Werkſtätte, und verfertigen meiſt

nur

nur grobe Tücher, (3) die aber stark sind, und Abgang genug finden, wenn sie nur blau gefärbt sind. Der Geschmack an der blauen Farbe ist unter unsern Landleuten so allgemein geworden, daß man sie keine andere tragen siehet. Vielleicht ist ihre Dauerhaftigkeit die Ursache davon. Es ist aber nur Schade, daß der Indigo ein ausländisches Gewächs ist, im Preise immer steiget, das Geld dafür aus dem Lande gehet und auf immer verlohren ist.

Ehedem wurde von hier aus ein grosser Theil der Pfalz mit hölzernen Geschirre und Schreinerware versorget. Diese Handthierungen werden aber freilich geringer und minder einträglich, weil es an dem erforderlichen Holze immer mehr gebricht.

(4) Hieran ist der Mangel an feiner Wolle vielleicht mehr Schuld, als der Wahn der hiesigen Tuchmacher, seine Waare würde keine Käufer finden.

Denn obgleich Otterberg mit Wäldern, umher umgeben ist, so ist das Holz doch ziemlich selten, und wird immer theurer. Die Strecke Waldes, welche der Stadt eigenthümlich zugehört hatte, ist schon längst niedergehauen, gänzlich zu Grunde gerichtet, und in Feld verwandelt. Alle übrige Waldung gehört der geistlichen Administration, welche jedes Jahr, und zwar um einen sehr mäßigen Preiß (das Klafter um 45 kr.) 330 Klafter Holz an die Stadt abgiebt, die hernach unter die Burgerschaft vertheilet werden.

So groß der Schaden aber auch seyn mag, der dem Orte durch den eingerissenen Holzmangel zugewachsen ist; so sind daher doch auch mancherley und sehr beträchtliche Vortheile entstanden.

Die Gegend ist angenehmer, und durch den freyen Zutritt der Sonne und der Luft, gesun-

gesunder geworden und die fruchttragenden Felder haben sich vermehret.

Rund um die Stadt herum liegen auf den Hügeln und Bergen beträchtliche Strekken Landes, die man hier Medemland nennet, und die ehedem Wald gewesen sind. Jeder hat ungehindert das Recht dieses Feld von den Steinen und dem Gesträuche zu säubern, und es zu benutzen: lässet er es aber drey Jahre hindurch wieder unbearbeitet liegen, so kann ein anderer sich dessen bemächtigen. Der Eigenthümer entrichtet von solchem Felde keine andere Abgabe, als daß er der geistlichen Administration den Zehenden und von jedem Morgen 2 Simmern derjenigen Frucht abgiebet, die darauf gewachsen ist, und diese leichte Abgabe wird der Medem genannt. Ist aber der Acker mit Kartoffeln, Flachs, Hanf, Rüben und dergleichen Ge-

wächsen bepflanzet, so wird nichts als der Zehende entrichtet. Dieses Feld erbet zwar von dem Vater auf den Sohn, und kann auch verkauft werden; nur wird nichts als die Ueberbesserung in Anschlag gebracht und bezahlet. Von diesen Medemfelde sind wenigstens 3 bis 400 Morgen urbar gemachet; und noch erst in diesem Jahre hat man mit allem Ernst angefangen, eine ehemals fruchtbare, aber wieder ganz verödete, weitläufige Strecke Feldes, die auf einem Berge lieget, aufzureissen und zu bearbeiten.

An eigentlichen und schätzbaren Gütern besitzet die Stadt 70 Morgen Gärten, 210 Morgen Wiesen und 802 Morgen Aecker.

Die Gärten sind ungemein fruchtbar, weil sie mit vielem Fleiße bearbeitet und reichlich gedünget werden. Ausser dem nöthigen Gartengemüse, wird in ihnen viel

Win-

Wintergerſte erzogen, die man hier ſtark anpflanzet, und von der in dieſem Jahre bis 400 Malter ſind geerndet worden. Gewöhnlich wird das hiezu beſtimmte Feld reichlich gedünget, mit Hanf, und wenn dieſer eingeerndet iſt, mit Wintergerſte, und wenn auch dieſe zu Hauſe iſt, mit Rüben beſäet oder mit Kraut bepflanzet.

Die Gärten ſind auch häufig mit Obſtbäumen beſetzet: ſie werden aber ſeit einigen Jahren von einem ſchädlichen Inſekte verwüſtet und unfruchtbar gemacht.

In der Fruchtknoſpe ſitzet ein kleiner Wurm, benaget ſie von innen heraus, und giebt einen klebrichten Saft von ſich, der mit dem Honig einige Aehnlichkeit hat. Die Blüte öfnet ſich gar nicht, oder doch nur zum Theile, ſiehet bräunlicht aus, und wird endlich ganz dürre: auf dem Baume

siehet man bald hernach ein Gespinste, welches aus langen Fäden bestehet, und die Arbeit einer kleinen grünen Raupe ist: diese frisset alles Laub ab, und in der Mitte des Sommers nehmen die Bäume ihre traurige Wintergestalt an, die sie erst in dem Julius wieder verliehren.

Die Aepfelbäume leiden gemeiniglich am meisten; doch bleiben zuweilen auch die Quetschen- und Birnbäume nicht unverschonet. Die Cornetkirsche wächset hier in größerer Menge als an irgend einem andern mir bekannten Orte in der Pfalz, und liefert den Bienen eine frühe und reiche Nahrung.

Die Wiesen können, nur ganz wenige ausgenommen, durchaus gewässert werden: da sie aber größesten Theiles eine sehr flache Lage haben, und der Boden sumpfig ist, so bringen sie auch nur saures und unnahrhaftes

tes Futter hervor. Besonders wächset die sogenannte Katzenzahl (Equisetum) ein sehr schädliches und sehr schwer zu vertreibendes Unkraut, gar ungemein häufig auf diesen nassen Wiesen.

Die Aecker bestehen aus einen mehr leichten und sandigen, als schweren und thonartigen Boden, und jeder geniesset der glücklichen Freyheit sein Feld nach Gutdünken zu behandeln, ohne den eigensinnigen Gesetzen der Brache unterworfen zu seyn.

Schon seit geraumer Zeit sind die Ernden nicht mehr so reich, und die Aecker nicht mehr so fruchtbar, als sie es ehedem gewesen sind: Und dieß kommt nur daher, daß es an der Seele des Ackerbaues, am Dunge fehlet; daß zu wenig Zugvieh gehalten wird, und daß eben deswegen das Feld nicht oft, und nicht fleißig genug bearbeitet wird:

Denn es wäre ein offenbar irriger Wahn, wenn man sich einbilden wollte, das Feld wäre von Natur unfruchtbar. Wohl bearbeitete und reich gedüngte Felder zeichnen sich in allen Lagen aus, und sind ergiebiger als man glauben sollte.

Die Schafweyde gehöret der Stadt eigenthümlich, und wird immer auf einige Jahre an den Meistbietenden verpachtet, und bestehet aus 400 Stück, die ihre Nahrung auf den öde liegenden Bergen und ungebauten Feldern suchen müssen, und nach der Ernde, die Stoppeläcker bestreichen, und auch sogar die Wiesen befahren.

Die Heerde des Rindviehes bestehet aus etwann 250 Kühen, und 70 Rindern. Diese werden 2 drittheil des Jahres hindurch auf die Weyde getrieben, und meist dürres Laub dienet ihnen, wenn sie im Stalle sind, zur

Streue:

Streue: daß also nur wenig, und dabei nur schlechter Dung erzeuget wird.

Zur Bearbeitung des Feldes werden kaum 30 Paar schwache und kleine Ochsen, und 6 Pferde gebrauchet. Jene müssen den größesten Theil des Jahres hindurch ihre Nahrung an den Wegen, auf öden, auf brache liegenden, oder Stoppeläckern suchen und werden nur ganz sparsam, und meist nur mit saurem Grase gefüttert, und das zu einer Zeit, wo sie eines weit nahrhaftern Futters und der Ruhe doch so sehr bedürfen.

Das Feld wird nur ganz seichte, nicht schmal und nicht oft genug gepflüget; es wird also nicht mürbe genug gemachet, und von dem Unkraut nicht genug gereiniget: denn der hiesige Ackermann, deren größester Theil sehr wenig eigenes Feld besitzet, und um den Lohn fremdes bearbeitet, deren An

zahl

zahl überdem beyweiten und faſt um die Hälfte zu gering iſt, muß zu ſehr mit der Arbeit eilen; fürchtet ſich zu ſehr vor dem was er wilden Grund nennet, und herauf zu ackern ſich ſcheuet, und kann mit ſchlecht gefütterten Ochſen keine ſchwere Arbeit verrichten.

In dieſer ſchon etwas rauhen und gebürgigen Gegend, wo der Winter früher, und der Frühling ſpäter eintritt, als in den fruchtbaren und angenehmen Gegenden des Rhein- und Neckarſtroms, wird der gröſte Theil des Feldes erſt in der Mitte des Octobers und oft noch ungleich ſpäter beſäet, und der Saame nur untergeegget. Dieſer bleibet zu weit in der Oberfläche liegen, kann nicht gehörig Wurzel ſchlagen, und ſich nicht hinlänglich beſtauden. Er wird von den rauhen Winden leicht losgeriſſen, und von der Kälte verzehret: und

eben

eben daher kommt es, daß die Früchte gemeiniglich so dünne stehen, daß es selbst in diesem durchgehends so fruchtbaren Jahre etwas ausserordentliches gewesen ist, wenn hie und da auf dem Morgen Lande 60 bis 80 Garben Korn sind gebunden worden.

Der meiste Dung wird in die Gärten, auf die Wintergerste und hauptsächlich auf die Kartoffeläcker verwendet, welche hernach erst mit Korn, oder mit Spelz besäet werden. Es wäre aber doch gewiß einträglicher, wenn das Land gedünget, mit Frucht besäet, nach gethaner Ernde gehörig bearbeitet, und in dem Frühjahre mit Kartoffeln bepflanzet würde. Diese wären alsdann dem Fruchtbaue nicht mehr nachtheilig, und werden in fetten Stoppeläckern noch immer eine ergiebige Ernde abwerfen. Die Fruchtäcker könnten früher besäet werden, und den Fleiß und den

Auf-

wand des Besitzers reicher belohnen. Noch einträglicher aber würde es seyn, wenn wohlgedüngte Kartoffeläcker erst in dem Frühjahre mit Sommergerste und mit Klee besäet würden; denn ein niemal gedüngter, in eine Wiese verwandelter, und mit Gyps, Salzbözig, oder Asche wohl unterhaltener Acker könnte auf diese Weise 5 und auch 6 reiche Ernden liefern.

Ueberhaupt kann nur der häufige Anbau des Klees den beinahe allzuhäufigen, kostspieligen, und dem Fruchtbaue nachtheiligen, bei dem schlechten Wiesenfutter aber itzt noch unentbehrlichen Anbaue der Kartoffeln vermindern, dem hiesigen Ackerbaue aufhelfen, und der ganzen Landschaft eine bessere Gestalt geben.

Und zum Glücke wird der Anbau der Futterkräuter itzt mit dem größesten Eifer betrieben; hat er über Vorurtheil und Eigensinn

gesieget; siehet jederman ein, wie unentbehrlich und wie vortheilhaft er ist, und bestrebet sich ihn zu größerer Vollkommenheit zu bringen. Schon in diesem Jahre sind mehr Felder mit Klee besäet und in Wiesen verwandelt worden, als jemals in vielen Jahren hinter einander geschehen ist; die Stallfütterung auch selbst mit den Ochsen, ist in ein Paar Haushaltungen wirklich eingeführt, und noch andere machen die nöthigen Zubereitungen, und sind entschlossen dieses Beispiel nachzuahmen. Ausgeruhetes und besser gefüttertes Zugvieh wird das Feld besser bearbeiten; die Zeit, die sonst auf der Weyde verschleudert wurde, wird auf dem Ackerbau verwendet werden, die Stallfütterung mehr und bessern Dung verschaffen, die vermehrte Viehzucht den Landmann bereichern, den Werth seiner Felder erhöhen, und ihn in den Stand setzen, seine

sau-

sauren und nassen Wiesen durch die erforderliche Gräben auszutrocknen, und hernach mit Gyps, u. d. zu verbessern.

Von

den mancherlei Nachtheilen der in dem Oberamt Lautern herkommlichen gemeinen Zugvieh = oder Ochsenweyden.

Von

Johann Ludwig Born.

Ein wohleingerichteter Feldbau, ist die Grundstütze eines Staates, und durch ihn werden so mancherlei Arten irrdischer Glückseligkeiten auf alle Stände der Landesbewohner ausgebreitet. Wer hieran zweifelt, der gehe in die Zeiten Roms und seiner erstern Beherrscher zurück; der beschaue die

Län-

Länder, wo der Ackerbau in einem blühenden Zustand ist, und vergleiche sie mit jenen, wo er in kläglichem Verfalle lieget. Unglücklicherweise, findet sich auch unser Oberamt Lautern unter der Anzahl der leztern. Man sieht noch in diesen die größesten Bezirke weitläuftiger Feldungen ungebauet und öde. Der Ort, woraus ich dieses schreibe, hat deren ein Theil von beinahe einer Stunde wegs im Umfang, an Herrn Regierungsrath und Landschreiber Horn, abgegeben, die sich itzt durch ihren Bau und Bearbeitung, aus ihrem Chaos gleichsam einer neuen Schöpfung näheren. Man findet an so manchen Orten unsers Oberamts leider Bauern, die Besitzer von 20 und mehreren Morgen Feldes sind, und nicht für das halbe, zugeschweigen für das ganze Jahr, das in ihr Haus benöthigte Brod ernden, und zur Zeit ihrer

Heu- und Bracharbeiten oftermalen für Hunger schrankkeln. Wo solte der Grund von solchen Uebeln liegen? Sind etwa ihre Felder nicht tauglich? Solte die Natur weniger gütig gegen sie, als gegen die Bewohner anderer Ortschaften gewesen seyn, und der Schöpfer, auf diesen Theil des Erdbodens besonders noch den Fluch gelegt haben, Dornen und Disteln zu tragen? Zwar ist nicht zu läugnen, daß unter unsern so zahlreichen noch wüsten Feldern, manche schlechterer Art sind; allein zu geschweigen, daß auch diese durch fleissige Bearbeitung zum Fruchttragen geschickt gemacht werden könnten, so finden sich auch sehr viele, die eines guten Bodens, und fähig sind, nach erforderlichem Bau und Düngung alle Gattungen Früchten hervorzubringen. Fehlt es denn etwa an arbeitenden Händen, um die Wüsteneien von uns zu verbannen? Ich

mey-

meyne ja nicht, da in den meisten Orten an Einwohnern kein Mangel ist, und ob zwar durch das Wald- und Holzfahren der Ackerbau allerdings leidet, so geschiehet es doch nicht allenthalben, sondern nur da, wo man weitläuftige Waldungen ganz in der Nähe hat; und man findet noch Leute, die mit ihrem Feldbau sich früh und spat quälen, am pflügen nichts erspahren, und dennoch sparsame Ernden haben. Der Mangel des Dungs allein, ist die leidige Ursache der drückenden Armuth, worunter viele Leute unsers Oberamts der Menge ihrer Ackerfelder ohngeachtet seufzen; und da der Abgang des Dunges eine gemeine Folge der Weyden ist, so ist dieses fürwahr die Quelle des beregten Uebels.

Die Viehweyden, ein bei uns allenthalben angenommenes landwirtschaftliches aber in Wahrheit verderbliches Gesez ist es,

das Mangel und Kummer ausbreitet. Der Verfaſſer einer zu Berlin erſchienenen Schrift, betitelt: Die Aufhebung der Gemeinheiten in der Mark Brandenburg, nach ihren groſſen Vortheilen oekonomiſch betrachtet; ſtimmt mir S. 20. bei, wenn er alſo ſchreibet: daß man faſt in allen Landen Deutſchlandes, wo die Gemeinheiten üblich ſind, ſo viele arme Bauern ſiehet, die im Schweiſſe ihres Angeſichtes nicht ſatt Brod haben, ob ſie gleich die Beſitzer weitläufiger Feldgemarken ſind. ꝛc. Man erlaube mir mich näher über dieſen Punkt, die Nachtheile der in dem Oberamt Lautern herkommlichen gemeinen Weydegerechtigkeit, in ſoweit ſie oekonomiſch betrachtet werden kann, heraus zulaſſen.

Es iſt aber bei uns die Weydegerechtigkeit eine gedoppelte: Ein jeder Bewohner

eines

eines Ortes hat die Erlaubnis sein Kühvieh und Nachzucht vom Frühling an bis in den spaten Herbst alltäglich zur Heerde, die einem besonderen Hirten anvertrauet ist, zu senden, und sie von demselben auf gewissen Plätzen, welche meistentheils die Waldungen sind, hüten zu lassen.

Ein jeglicher hat überdas auch noch das Recht sein Zugvieh, oder nicht zur Heerde gehende Nachzucht, auf eines anderen unbesaamten Acker, oder auch zu gewissen Zeiten auf dessen Wiesen zu treiben, und sie da weyden zu lassen. Man nennt diese die gemeine oder Ochsenweyde.

Obgleich beide Arten ausser ihrem Alterthum oder Herkommen keinen Grund ihres Daseyns aufweisen können, und die Stallfütterung beyde billig verdrängen solte, so ist doch leztere Gattung dem Ackerbau, ja der

ganzen Landwirtschaft weit nachtheiliger als die erstere; sie ist eine Tyrannin, so die beste Landwirte fesselt, daß sie ihre Güter nicht wie sie wünschen, vernutzen können. Was die Pest in den Orten und unter den Menschen ist, das ist diese in den Feldern und unter den Gewächsen. Ihrer längeren Beibehaltung setze ich nachfolgende, theils besondere, theils allgemeine Gründe entgegen, und segne den Augenblick, an welchem das, von einer kuhrfürstlichen hohen Oberpolizey-Ministerial-Direktion 1771 schon erlassene Generale den Futterbau und das Verbot des Weydens im Oberamt Lautern betreffend, in nachdrucksame Beobachtung übergehen wird.

Alle von der Landwirtschaft schreibende haben mit vielen Gründen bereits wider die leidige Gewohnheit des Viehweydens, selbst

unsere

unsere Gesellschaft in ihren Bemerkungen von Jahre 1769 geeifert, ohne daß jemand mit Bestand etwas dagegen hat einwenden können. Ich will deren Beweise gleichsam nur im Vorbeigehen berühren, ehe ich die andere so wichtig scheinende besondere Gründe hinzufügen werde. Unter Ersteren, so die Weyden verderblich machen, zähle ich folgende Sätze:

Das Vieh muß seine Ruhe haben, wenn es seine zur Arbeit nöthigen Kräfte sammeln soll. Wo bleibt aber diese Ruhe, wenn der durch Pflügen oder sonstige Arbeiten ermüdete Ochse, Fluren durchlaufen, und allenthalben seine Sättigung suchen muß, die er oft sehr sparsam findet? Wo bleibt die Ruhe, wenn das in den heissen Sommertägen erhitzte Thier unter dem brennenden Himmel in den Stunden seiner Erhohlung, hingetrieben, von Hütern gescheuchet, und von rasenden Fliegen gequälet wird,

Ist nicht die Weyde, die durch so viele leidige Erfahrungen erprobte Ursache so mancher verderblicher Krankheiten und Landverheerender Seuchen. In Ungarn wo das Vieh Sommers und Winters weydet, hat solches Uebel alle 2, 3 Jahre gewütet. Im Hohenlohischen aber, wo die Stallfütterung eingeführet, ist solches seit 50 Jahren nicht gewesen. Nicht zu gedenken derjenigen Unglücksfälle, so zwar nur zufälliger weise, und meist durch die Nachlässigkeit seiner Hüter, dem Vieh auf der Weyde zustoßen, und manchen unserer Landwirte schon in Schaden gesezt haben. Ich bin Zeuge, daß verwichenes Jahr, durch den Wurf eines Steckens, den der Treiber that, ein Ochs unbrauchbar geworden; einen andern aber hat die Weyde dergestalten gestärkt, daß er in einem kleinen Bach, wodurch man beinahe waden

kann,

kann, als er hinein gefallen, ertrunken ist.

Der Dung, die Seele des Feldbaues, gehet durch das Weyden verlohren. Wo derselbe noch gesammlet und benutzet wird, ist er durch die Luft und deren Austrocknung weit schlechter, als der durch die Stallfütterung von dem Vieh erzeugte; und wer kennet nicht den großen Werth des Dungs, ohne welchen unsere vielen Aecker ohnbrauchbar bleiben. Ja wer weiß nicht, daß der Schaden, so aus dem Mangel der Düngung entspringet, nicht nur auf jeden Einzeln, sondern auch allenthalben aufs gemeine Wesen sich erstrecke, wovon ich unten, ein mehreres zu erwehnen, werde Gelegenheit nehmen.

Es gehet dem Vieh die Sättigung durch die Weyde ab. Die Menge des Viehes in einem Ort ist unbestimmt, ja, da es auf

gemeine Unkosten geht, so suchet jeder, so viel es sein Vermögen zuläßt, seinen Viehstand ansehnlich zu machen. Das Gras auf den Feldern und sonstigen Weyden in einem Jahr, ist dem in einem andern nicht gleich, sondern wechselt nach Verschiedenheit der Witterung und der Anzahl der unbesaamten Feldungen ab, dahero oft die Anzahl des Weydeviehes weit über das Verhältniß ist, um sich nähren zu können. Nothwendig fehlet daher die hinlängliche Sättigung sehr oft, und der Landmann klaget, wenn sein Vieh zur Arbeit, wegen Hunger nur noch schrankelt, es sey keine Weyde da; daher es nicht anders seyn kann, als daß eine sehr elende Bestellung des Ackers, durch gleichfalls elend genährtes Zugvieh erfolgen müsse.

Durch das Weyden gehet so viel Zeit unnüz verlohren, der Landmann mag entwe-

der

der sein Kind oder sein Gesinde zu diesem Werke gebrauchen, so muß er jedesmal einen ansehnlichen Theil des Tages hiezu widmen, den er durch eingeführte Stallfütterung weit besser hätte verwenden können. Wer kennet nicht die Kostbarkeit der Zeit, in den Sommertägen, da eine gute Saat, eine gute Ernde, oft von wenigen Tagen gedeihlicher Witterung abhängt; welche wenn sie vorüber, ein unersezlichen Verlust gebracht hat. Ich mögte hier mit dem landwirtschaftlichen Dichter Virgil, ausrufen: . . . . . Fugit Ac fugit interea irreparabile tempus.

Ferner ist die bei uns gewöhnliche gemeine oder Zugvieh-Weyde, die Ursache so mannigfaltiger Beschädigungen auf Feldern und Wiesen, weswegen man auch diejenige Grundstücke, so an den Wege herziehen, auf welchen das Weydevieh

aus

aus und einzugehen pfleget, für weniger werth hält, und der vielfachen Gefahr der Beschädigungen wegen, unter demjenigen Preis, als andere in der nämlichen Flur kauft, ob sie gleich in der Güte einander gleich sind. Der Feldfrevelungen wegen, so aus der Weyde ihren Ursprung nehmen, pfleget man auch gröβten Theils Schützen zu halten. Leute die über den Schaden anderer wachen solten, die aber oft nicht nur ihre Schuldigkeiten nicht thun, wie sie solten, sondern auch weil das Weyden sich auf einer ganz weitschichtigen Gemarkung ausbreitet, nicht können, wenn sie gleich wolten. Der Eigenthümer eines befruchteten, und beschädigten Ackers, siehet sich dahero oft in seiner Nahrung äussert verkürzet, ohne daß er weiß durch wen, und ohne daß ihm eine Erholung seines Schadens möglich ist.

Es

Es leiden aber nicht nur jene Güter so neben den Feldwegen herziehen, sondern auch alle andere, wenn sie das Unglück haben, neben einem unbefruchteten Acker zu liegen. Es ist unmöglich, besonders bei der gemeiniglich großen Säumseligkeit der Ochsenhirten, so meistentheils unverständige Jugend ist, daß das Weydevieh von dem leeren in den daranstoßenden besaamten Acker nicht solte einfallen, seine Freßbegierde zu sättigen, und es hat oft schon eine gute Strecke verwüstet, ehe sein Hirt, der um es auszutreiben, in den befruchteten Acker eindringen, und die Verheerungen oft darinnen noch größer machen muß, es von dannen gescheuchet hat. Es tritt in die Saat zu Herbstzeit Löcher und Vertiefungen, die durch das darinn stehenbleibende Regenwasser, Verderbniß der Pflanzen um sich ausbreiten. Es

frißt

frißt in den Frühlingstagen, da es durch die oft so sparsame Winterfütterung ausgehungert ist, die grünen Pflanzen, der noch jungen Saat; und oft hat sie nicht mehr Zeit nachzuwachsen. Es durchrennt in den heissen Sommertagen ganze an Getraide reiche Fluren, und richtet mit seinem Hirten, der hinter ihm es verfolget, ungeheure Strecken von Verwüstungen an. Die Sommergewächse, so uns der Herbst aufliefert; dergleichen Kartoffeln, Rüben, Kappes sind ꝛc. müssen zu einer Zeit eingethan werden, da sie zu weit größerer Vollkommenheit hätten wachsen können, wenn man nicht befürchten dürfte, sie würden ein Opfer des hungerigen Weydviehes werden.

Man kennt die Nutzung, so das Obst auf den Feldern dem Landmann abwirft, und ihn zu Pflanzung junger Bäume anlockt,

lockt; aber dieſe aufzubringen, iſt bei längerer Beibehaltung der leidigen Weyden, unmöglich. Das Vieh zerfrißt dieſelbe, ſchält die Rinden ab, zerbricht ſie durch das daranreiben, und die für dem Verderben des Viehes übrig bleiben, dienen den Bauernjungen, die ſolche abſchneiden, zu Hirtenſtecken. Sind ſie aber ſchon in etwas groß, ſo werden aus denſelben, in kalten Herbſtabenden, von den Weydejungen Feuer angezündet, und bei ſolchen manche geſtohlene Grundbeere gebraten. Die Betreibung der Wieſen, mit dem Weydevieh, ſo bei uns im Herbſte gewöhnlich, iſt ebenfalls mit ſo manchen Nachtheilen verknüpfet. Dieſe ſind in dieſen Gegenden größten Theils ſumpficht; in dieſe werden Vertiefungen und Löcher getreten, Aufbehaltörter des verderblichen faulen Waſſers, die Abzugsgräben zugetreten, und mit

dem

dem Frühling hat der Eigenthümer die Ehre, auf seine Kosten dasjenige herzustellen, was andere mit ihrem Vieh verdorben haben. Ueberdas ist man gar nicht Herr, wenn man solches zur grünen Fütterung auf dem Halmen will stehen lassen; denn mit, oder bald nach verstrichenem Michaelistag sind die Wiesen preisgegeben, und man bekommt gegen alle Billigkeit, für sein Futter draussen kein gut Wort. Eben diese Bewandnis hat es auch mit den künstlichen Wiesen; der Kleebau liegt in diesem Amte noch in seiner Kindheit, und wird auch, bei längerer Dauer der Weyde aufzukommen keine Hofnung haben. Der mit Vorurtheilen noch benebelte Landmann, will es bei dem alten Schlendrian lassen, und an den Futterbau nicht gedenken; und der so seinen Ackerbau auf eine vernünftige Art zu behandeln wil-

lens,

lens ist, und den Kleebau anfängt, wird bald aufhören; er wird einen Eckel bekommen, wenn er siehet, daß sein gepflanztes Futter anderer Leuten hungerigem Vieh, ihm aber nichts als Aergerniß dafür zu Theil wird. Wie nöthig wäre es also, durch einen Machtspruch die Stallfütterung bei uns allgemein zu machen, und den Weyden den endlichen Riegel, wenigstens mit dem Zugvieh, vorzuschieben.

Ein anderer Nachtheil so aus der Weyde, oder dem Mangel der Stallfütterung herkommt, ist die Verachtung, oder der gar geringe Werth des Ackerfeldes, in welchen es sich an vielen Orten dieses Oberamts befindet. Der Werth des Ackers, stehet mit der Möglichkeit oder Leichtigkeit den Dung zu erhalten, in gewissem Verhältnis: Denn was nutzet mir der Acker ohne Dung? Je leich-

ter also der Dung, das einzige Nutzungsmittel des Feldes, zu haben ist, desto kostbarer ist der Acker, und je schwerer die Besserung zu bekommen, desto weniger Werth enthält derselbe; wenn anderst natürlicherweise, der Werth eines Feldes von seinem großen oder kleinen Nutzen abhanget. Man nehme jene Gegenden zum Beispiel, gegen welche die Natur an Wiesen und Thälern freygebiger gewesen, als an Feldern, so zum Bau schicklich. Hier werden die Aecker, welche zu düngen der Menge des Wiesenwachses wegen, um so ehender thunlich, in hohem Werthe, hingegen da, wo der Wiesen weniger, der Aecker aber eine ungleich grössere Anzahl, leztere in großer Verachtung sich befinden. Nun haben wir allerdings einen Ueberfluß an Ackerfeldern; an Dung aber gebricht es um deswegen, weil die natürli-

türlichen Wiesen zu jener Düngung nicht hinlänglich, der Anbau der künstlichen aber nicht betrieben, sondern der Dung auf den Weyden verschleppet wird, ohne welchen doch der Acker ohne Nutzen bleibet, ja dem Landmann wegen Abgabe der herrschaftlichen Beschwerden, zur Last gereichet; er verkauft sie dahero nicht nur gerne um eine Kleinigkeit, sondern er wird auch noch froh, wenn er derselben los wird. Kaum wird man es mir in anderen Gegenden glauben, was ich verwichenes Jahr in einem benachbarten Dorfe gesehen, da man Bauerngüter Stückweise an den Meistbietenden versteigerte, und 8 Morgen Aecker, worunter ein Morgen mit Haber besaamt, ein Viertheil aber gedüngt und mit Korn befruchtet gewesen, für 10 kr. losschlug. Derjenige würde also bei uns den Werth der Güter vergröf-

seren, fort hiedurch den Bauer, ohne Vermehrung seiner Güter, reicher machen, der den Grund der Unnutzbarkeit seiner Aecker, welcher die Weyde ist, wegnehmen und ihn, solte es auch durch Zwang geschehen, nöthigen würde, mit Entsagung der Weyden, den Kleebau und die Stallfütterung einzuführen. Wer solte, wer könnte aber anders solches thun, als die Obrigkeit, welcher nebst der öffentlichen Sicherheit auch der Wohlstand ihrer Unterthanen, die erste Pflicht seyn muß. Oesterreichs und Preussens Beherrscher, sind längst mit solchem Beispiele vorgegangen.

Unter die Nachtheile, so aus der mehr erwehnten Weyde erwachsen, zähle ich auch billig die schlechte Erziehung der Jugend. Jeder Liebhaber seines Vaterlandes wünscht, daß dasselbe von vernünftigen, von redlichen

Män-

Männern bepflanzet werde, die wenigſtens bürgerlich gut geſittet ſind. Ich will vom Chriſtenthum nicht einmal reden; hiezu iſt keine Hofnung, ſo lange die Weydegerechtigkeit beibehalten iſt; denn hiedurch iſt ein jeder Bauernjunge ein Hirt. So lange die Felder noch frei, und von Schnee nach dem Herbſte, nicht bedeckt ſind, ſo daß das Weydevieh noch ausgehen kann, läſſet kein Vater ſeine Kinder zur Schule; und ſo bald der Boden von Eiß und Schnee entdecket iſt, und der angenehme Frühling ſeine Herankunft nur noch von ferne zeiget, ſo iſt dieſelbe von Lehrlingen wieder verlaſſen. Der nachläßige Vater glaubet allsdann allen Aufforderungen ſeiner väterlichen Pflichten begegnet zu haben, wenn er ſpricht: mein Kind muß die Ochſen hüten! Dieſer Unterlaſſungsfehler des Guten, ſo in ihnen hätt

durch die Schule gepflanzt werden können, ist aber das Uebel nicht allein, sondern es wird um soviel größer, durch dasjenige Böse, was auf den Weyden, wo sie sich zusammen rotten, erlernet und nachmalen die Zeit ihres Lebens dasjenige getrieben wird, wozu sie als Weydejungen den Grund geleget. Hier auf den freyen Feldern sind sie der Aufsicht der ohnehin oft säumigen Eltern, entrissen, leben in Ungebundenheit, so daß es zu einem Sprüchworte erwachsen: er ist ungezogen wie ein Weydebub. Hier sind die Oerter wo viele Diebereyen geschmiedet und die meisten zugleich ausgeführet werden; und da die Weyde nach Verschiedenheit der Witterung oft 3 Viertheil-Jahr, die Schule aber nur 1 Viertheil-Jahr besuchet wird: so ists natürlich, daß das ohnehin zum Bösen geneigte menschliche, dazu

jugend-

jugendliche Herz, unendlich mehr Uebels in der Weydezeit annimmt, als es zur Zeit der Schule, Gutes erlernt hat. Nur allein die Weyde ist schuld, daß es schwer fällt, in vielen Dörfern Leute zu finden, die Lesen und Schreiben können, und denen man von Herrschafts-wegen ein Burgermeister- oder dergleichen Amt anvertrauen kann. Man pflegt die gemeine Weyde, die Ochsenweyde zu nennen; fürwahr ist sie auch solche im wörtlichen und sittlichen Verstande.

Ehe ich den Zweifeln begegne, so wider die Abschaffung der Weyde und Einführung der Stallfütterung bei uns gemacht werden, will ich noch eine ungefehre Berechnung von demjenigen Verlust anhängen, so mittelst Verschleppung des Dunges, als eine nothwendige Folge der Weyde, dahiesiges Ort an dem Fruchtbau leidet.

Der Ort wo ich wohne, hat mehr denn funfzig Paar Ochsen, ohne der Pferden zu gedenken. Der graden Zahl wegen, will ich 100 Stück annehmen. Mit jedem Ochsen gehet auch gewiß ein junges Rind oder Stier zur Weyde; manche dahiesige Einwohner betreiben die Felder mit 4, 6 und mehreren Stücken. Ich zähle in Absicht des Dungmachens die 100 junge, für 50 alte, oder 2 für 1 Stück. Herr Pfarrer Mayer in der zweytern Fortsetzung der Beiträge zur Aufnahme der Haus- und Landwirtschaft, S. 215 nimmt an, ein Stück Vieh das ganze Jahr im Stall gefüttert, bei mittelmäßiger Streuung könne Dung für einen Morgen-Ackers von 256 Ruthen geben, die Ruthe zu 16 Nürnberger Schuhen gerechnet; das ist nach unserer Morgen-Zahl zu 160 Ruthen, anderthalb Morgen 16 Ruthen.

Ich

Ich will gleichfalls der graden Rechnung wegen, ein Stück Viehes Dung zu ein und einen halben Morgen berechnen, und sagen, daß mit obenbemeldten 150 Stück im Stall genähret, 225 Morgen jährlich gedüngt werden können. Die Zeit von Martini bis Anfang des Maymonats, ist keine Weyde möglich; den im Stall binnen dieser Frist gewonnenen Dung, so der trockenen Fütterung wegen, weder in der Güte nach der Menge, dem vom Sommer, da das Vieh die saftesvolle Kleepflanzen verzehret, kann ich höher nicht, denn zu einen halben Morgen, zu jeglichem Stück ansetzen. Der Sommer- und Herbstdung liefert mir also von jedem Stück Vieh Besserung, zu einem, mithin obige 150 Stück Vieh, für eben so viel Morgen. Wer der leidigen Wirtschaft dahiesiger Bauern kündig ist, der weiß, daß sie

des Sommers von 7 Uhr des Morgens, bis an den Mittag, des Nachmittags aber, von 3 auch 4 Uhr bis an den spaten Abend, mit dem Vieh herum zu fahren gewohnt sind; und da sie also die Hälfte der Zeit mit Weyden verschleppen, so verschleppen sie zugleich auch mit die Halbscheid des Dunges; verliehren also 150 Stück in einem Sommer und Herbst, den Mist für 75 Morgen Ackerfeldes. Ich glaube nicht zu viel gesagt zu haben, sie verschleppen mit der halben Sommer- und Herbstzeit, auch die Halbscheid des Dunges. Geschiehet dieses gleich zuweilen nicht in den Heu- und Frucht-Ernden Tägen, so geschiehet es an anderen Tägen doppelt. Die Sonn- und Feyertäge werden grösstentheil hiezu verwendet, und bleibt gleich zuweilen das Zugvieh in der Arbeitzeit von der Weyde ab, so sie-

het man ganze Heerden, von jungen Stieren, zwey Theile des Tages, auf den Felderen herum irren. In Herbstzeiten und sobald das Ohmet zu Hause, werden die Wiesen beinahe den ganzen Tag nicht befreyet. Wenn ich den jährlichen Ertrag eines Morgens nach Abzug der Saatfrucht nur 3 Malter schwerer und leichter Frucht annehme, so könnten 75 gedüngte Morgen in einem Jahr 225 Malter, innerhalb 3 Jahren aber, denn so vielmal können wir füglich einen gedüngten Acker befruchten, 675 Malter abwerfen; dahiesiges Ort leidet also durch den Verlust des Dungs oder durch die Weyde von einem einzigen Jahr, einen freiwilligen Verlust von 675, binnen 10 Jahren aber 6750 Maltern Getraide; an welchen der Herr des Zehenden auch an die 675 Malter einbüsset.

Man

Man mache nun einen verhältnismäßigen Schluß auf das ganze Oberamt, so an die 70, theils große, theils kleine Dörfer, ausschließlich der Höfe, in seinen Umkreise hat; wo allenthalben die Weyde herrschet, und man die Stallfütterung noch nicht kennet, wo man bei der Menge von öden Feldern den Dung so nöthig anwenden könnte; man bedenke über das, was jeder Einzeler durch die obenberührte mannigfaltige Beschädigungen, so das Weydevieh anrichtet, einbüßt, woran der Eigenthümer und Zehendherr auch allerdings seinen Antheil verliehret. Die in jeglichem Orte durch die bestellten Feldschützen alljährlich einzureichenden Verzeichnisse von den Feldfreveln sind hievon traurige Beweise, die ob sie gleich groß, doch noch nicht einmal vollständig sind. Sie enthalten nur die durch die Schützen

über

über der That befundenen Beschädigungen, die oft nur einen kleinen Theil ausmachen, da die meisten ohnentdeckt bleiben. Wolte man übrigens auch mit dem heerdbaren Vieh die Stallfütterung sich gefallen lassen, welch unermeßliche Verbesserung würde das Oberamt Lautern, das an Feldern keinen Mangel hat, sich versprechen können. Brauchen wir ja doch nichts als den Dung, und um diesen zu erhalten, darf die bisherige leidige Einrichtung unmöglich fernerhin eingeschlagen werden.

So einleuchtend die mancherlei Nachtheile sind, die aus der oft beregten Weyde herkommen, so wunderbar ist es, daß die Stallfütterung noch so viele Widersprecher und die Weyde eben so viele Vertheidiger findet. Doch da es zu allen Zeiten Leute gegeben, die auch den ersten Grundwahrheiten

heiten der Vernunft sogar entgegen geredet, warum sollte eine Wahrheit in der Landwirtschaft ohnangefochten bleiben, deren Gegentheil das Herkommen und die Vorurtheile zu einem Lieblingssatze gemacht, bei deren und der Weydegerechtigkeit Behauptung, so manche durch Schmälerung ihres Mitbürgern ihren Vortheil suchen. Ich will die Einwürfe unserer Landleute gegen die Abschaffung der leidigen Weydegemeinheit, so von ihnen selbst sowohl, als auch durch die dem Oberamt Lautern auf das von hoher Oberpolizey-Ministerial-Direktion den Futterbau betreffend, von den Gemeinden eingereichte, und mir mitgetheilte Gegenvorstellungen, mir zugekommen sind, näher beleuchten.

„ Man sagt: die Verordnung von Ab-
„ schaffung der Weyde sey etwas Neues,
„ man solle es bei dem Alten lassen. Die

„ Al-

„ Alten hätten es also für gut befunden,
„ und wir würden ja nicht klüger seyn als
„ dieselben. (*)

Nichts ist leichter zu beantworten, als diese Einwendung. Denn wenn man es immer bei dem Alten belassen sollte, so wäre in keinem Stück eine Verbesserung zu hoffen. So wie alle Wissenschaften und Künste in ihren Vollkommenheiten steigen, warum nicht auch die Landwirtschaft? Warum solte man da nicht was Neues machen, wenn es was Gutes ist? Hat denn das Alterthum das untrügliche Gepräge von dem Besten? Ja was vor hundert und mehreren Jahren wohl gewirtschaftet hieß, kann itzo übel seyn.

Ver-

(*) Daß die Stallfütterung ebenfals in Ruhrpfals etwas altes sey, bezeiget die Geschichte derselben, S. 229. — Der Herr V. konnte aber von diesen Nachrichten noch keinen Gebrauch machen.

Verändern nicht Umstände die Sache. Sind nicht bei unserer heutigen großen Bevölkerung auch mehrere Bedürfnisse erforderlich? Und die meisten derselben kommen doch ursprünglich von der Viehzucht und dem Ackerbau her. Stehen diese auf gutem Fuße, so wird es uns nicht so bald an einem Nothwendigen fehlen.

„ Weiter sprechen die schwierigen Landleute: Sie hätten ja viele öde und ungebaute Felder, wovon sie ihre herrschaftlichen Abgaben entrichten müßten, wozu sie ihnen alsdann nutzeten, da die Weyde darauf ihr einziger Vortheil gewesen.

Allein eben um dieser ungebauten Felder willen, solte das Weyden unterlassen, die Anpflanzung der Futterkräuter aber, um so mehr betrieben werden, damit eine desto größere Menge Dunges erzeuget, fort die

Oeden,

Oeden, in fruchttragende Aecker verwandelt wurden, die dem Besitzer unendlich mehr abwerfen müssen, als die wenigen Halmen Gras, die beinahe auf demselben zu zählen sind. Man gehe hin, wo der Futterbau in seinem Flor ist, und kein Vieh ausser dem Stalle genähret wird, wie im Creichgau und im Oberamt Bretten, man wird allda keine Wüsteneyen, wie in unserem Oberamt antreffen; hier sind sie längst von Dung und Fleiß verschlungen worden.

„Man wendet ein: Der Klee wolle in „unsern kältern und nässen Boden des „Oberamts Lautern lange nicht so gedeihen, „als in den edleren Gegenden der Pfalz, „Er komme weder zu der Höhe noch zu der „Dauer in der Zeit als jener; man müs„se also von dem guten Lande, auf das un-

serige weit schlechtere nicht den Schluß machen.

Ich setze, dem sey auch also, so kann durch die Menge des Landes bei uns dasjenige ersetzet werden, was an der Güte abgehet; wir können drey- und vierfach mehr Feldes damit anpflanzen, und dieß wird uns doch verhoffentlich soviel abwerfen, als der vierte Theil in der edleren Pfalz. Haben wir nicht die Menge der Feldungen, und dazu an den meisten Orten so gering an Werthe, daß sie gegen jene in sehr ungleichem Verhältnis stehen. Ueber das kann, was der natürlichen Güte des Bodens abgehet, durch die Kunst ersetzet werden. Man kann denselben mit Salzbötzig, Asche, die bei uns ja nicht theuer, wie auch mit Gips, bereichern, und dadurch seinen Klee allerdings zu der Vollkommenheit bringen, wie in dem

edel-

edelsten Lande. Davon redet die schon geprobte Erfahrung.

Einen anderen Zweifel wider die Einführung des Futterbaues nehmen unsere Bauern von der Nothwendigkeit des Fruchtbaues her, „ wenn sie sprechen: Die erste Sorge muß ja das „ liebe Brod seyn; ich kann also meinen Dung, den „ ich für die Kornfelder brauche, nicht nehmen, und ihn auf den Kleebau verwenden: Auf solche Art hätte zwar mein Vieh „ die Fülle zu fressen; ich aber mit den „ Meinigen müßte hungern.

Auch hierauf ist leicht zu antworten. Indem der Landmann durch den Kleebau und die Stallfütterung zu einem beträchtlichen Vorrath Dung kommt, so kann er eine desto stärkere Morgenzahl zu Kornfelder machen, und sich seines Brodes in der Zukunft um da mehr versichern. Und was nimmt denn der Klee ihm an Früchten? Wir ern-

den dreymal aus einem gedüngten Acker; Man säe ihn dann in die zweytere Getraidesaat, so hat man die erste und zweytere Frucht schon gewonnen; die drittere wird bei Abgang des Klees, da der Acker umgebrochen wird, nicht aussen bleiben, und der mit Neubruch bereicherte Acker wird den Besitzer seines Wartens wegen, gewiß schadlos halten. Man vergesse aber nicht, den in die zweytere Saat gepflanzten Klee vor Winters entweder mit Dung zu überführen oder wenigstens zeitlich mit Gips oder Asche zu bestreuen.

Einen anderen Anstand, die Stallfütterung anzunehmen, wollen unsere Bauern machen, wenn sie sprechen: „ Sie erzeu„ gen eine Menge Mistes, wo sie denn die „ hiezu erforderlichen Streumaterialien wol„ ten aufbringen.

Al-

Allein da durch vielen Dung auch vieles Stroh erzielet wird, so wird diese Schwierigkeit von selbsten wegfallen; nicht zu gedenken, daß die Waldgegenden unsers Oberamts, wenn auch kein Mist ohne Streuung möglich wäre, allerlei Baum- und Erdgewächsen, als Laub, Fichtennadlen, Birkenästen, Farrenkraut, Heyde, Moos, Pfriemen, oder Gänser, zum Behuf der Streuung liefern, worunter manche so gut sind, als das Stroh selbsten.

Man will gegen den Kleebau ferner einwenden, er sey nicht beträchtlich, und will die Nahrung, so uns ein Morgen Klee giebt, unter denjenigen Werth weit herunter setzen, den uns gleiches Feld an Grundbirnen abwirft.

Ich habe nicht vorzuschreiben, mit welcher Art der Fütterung der Landmann sein

ernähre, wenn es nur im Stalle und ohne die Weyde geschiehet. Ich will auch den Kartoffeln, oder Grundbirnen, den großen Nutzen nicht absprechen, den sie in einer landwirtschaftlichen Haushaltung überhaupt sowohl, als auch in der Fütterung des Viehes leisten. Jenen aber, so den Ertrag eines Ackers mit Grundbirnen doppeltfältig gegen dem Kleefelde schätzen, sage ich; daß auch die ersten, durch Pflügen, Setzen, Hacken, und Ausmachen einen doppelten Aufwand gegen dem Klee machen, welcher in die Saat, so ohnehin gebaut wird, eingeworfen, nur bis zum Einernden keine Kosten macht, und meinen Boden nicht aussaugen wird. Die Grundbirnen allein, und ohne Beimischung eines trockenen Futters, sind auch allzu wässerig, und können unmöglich eine anhaltende gesunde Nahrung den arbeitenden

tenden Thieren geben. Will man sie aber mit trockenen Futter vermengen, so ist wieder gedörrter Klee, oder dergleichen Gras wenigstens doch Stroh hiezu nothwendig.

Ich übergehe, daß die Kartoffeln zur allgemeinen Fütterung nicht nur allzu kostbar, sondern auch, daß sie in der gehörigen Menge bei der gegenwärtigen Einrichtung unserer wirtschaftlichen Gebäuden nicht aufbehalten werden können.

„ Endlich behauptet man, daß bei „ Abschaffung der Weyden der Arme nicht „ mehr leben könne, der wenig oder gar „ keine eigene Güter besitzet, gleichwohlen „ aber, zu seiner unumgänglichen Nothdurft „ Vieh halten müsse.

Ich bin des Dafürhaltens daß derjenige, der nicht so viel Güter besitzet, um das

für sein Zugvieh auszureichende Futter zu pflanzen, auch keines halten solle, und es sey schicklicher kein Vieh zu haben, als dasselbe aus dem Raub, und aus Unkosten anderer zu nähren. Ich weiß auch aus der Erfahrung, daß der Arme unter der Weydegerechtigkeit mehr leide, als ohne dieselbe. Mancher Reiche hat mehr Vieh, als er nach dem Verhältnis seiner Güter haben sollte, da zugleich die Unvermögende sich keines, oder unter dem Verhältnis ihrer Güter, kaum anschaffen können. Des Wohlstehenden sein Vieh genieſſet also die Weyde des Armen, und dieser hat nicht nur davon nichts, sondern ofternmalen durch die mannigfaltige Beschädigungen noch Nachtheil; da im Gegentheil durch den Futterbau, und die Aufhebung der Gemeinheit das billige Verhältnis wieder hergestellet,

und

und ein jeder so viel Vieh halten darf, als er ernähren kann, und nicht andere für ihm. Uebrigens ist auch für den Armen der wenige Güter hat, in der von Ihro Kuhrfürstlichen Durchlaucht hohen Oberpolizey-Ministerial-Direktion, in der die Aufhebung der gemeinen Weyde im Oberamt Lautern betreffend, erlassenen Verordnung rühmlichst gesorget worden; kraft derer ihm um einen billigen Zins gemeine Allimenten, zu Anpflanzung des benöthigten Futters, überlassen werden sollen. Und wenn auch dieses nicht wäre, so kann die Gutthätigkeit auf so mancherlei andere Arten der Armuth steuren. Würden unsere Fluren einmal mehr Futter tragen, und unsere Dunggruben mehr angefüllet seyn, so würden auch viele unserer öden Ländereyen können ausgebauet, mehreren Händen Arbeit und

verschaffet, mithin der Armuth auf schicklichere Weise gesteuret werden.

Möchten doch alle diese wichtigen Folgen unseren noch meist blödsinnigen Landleuten einleuchten, und sie durch ihren wahren Vortheil gelocket werden, die bisherigen Vorurtheile zu unterdrücken, die leidige Weydegewohnheit zu unterlassen, und auf den Futterbau bedacht zu seyn. Die hiedurch einzuführende Stallfütterung wird Reichthum und Seegen überall ausbreiten, die Armuth von der Hütte des Landmanns verscheuchen, und ihn zu jenem Grade irrdischer Glückseeligkeit hinleiten, zu welcher er bestimmet war, und die er leider! blos durch den Weydegang, unwissender weise, bisher mit Füßen von sich gestoßen.

Nachschrift.

Diese Abhandlung, wurde in der öffentlichen Versammlung unserer Gesellschaft im Jahr 1771 abgelesen. (*) Da aber schon einige Zeit vorher auf unser unterthänigste Vorstellung vermög Kuhrfürstlichen gnädigsten Befehl, der Anbau der Futterkräuter und die Abstellung dieser Weyden in dem Oberamt Lautern befohlen worden, wofern keine erheblichen Ursachen dawider vorwalteten, so gab dieses Gelegenheit zu den Berichten der Ortschaften, in welchen sie das erstere für unmöglich, das leztere aber für unentbehrlich hielten. Man war von Seiten der Gesellschaft bedacht, dieser Einwürfe der Gemeinden habhaft zu werden, und als

sie

(*) Bemerkung vom Jahr 1771 Geschichte. S. 15

ſie ſolche zu Ende des Jahres 1772 erhielte, übergab Sie dieſelbe unſerm ordentlichen Mitgliede, dem Verfaſſer obiger Abhandlung, um ſolche zu beantworten, und dieſe Beantwortung dieſer Schrift noch beizufügen, ſo er denn auch von S. 335 bis zu Ende gethan.

Vergleicht man dieſe Schrift mit einer unſers Direktors, von den wahren Mitteln zur Fruchtbarkeit, in welcher er in dem zweyten Theil S. 242 die Geſchichte der Stallfütterung in unſerm Vaterlande darlegt, ſo muß man allerdings erſtaunen. Dort ſahe man Stallfütterung mit Wohlſtande, hier Weydegang mit Armuth geparet. Dort hatte ein Ungefehr, der Mangel an Weyde, den Landmann genöthiget, durch die Stallfütterung ſich zu bereichern; Hier iſt ein Ungefehr, der

Weyde

Weydegang, die Urſache, warum der Bauer bei dem Uebermaas an Feldern faſt verhungert. Und doch ſind beide Abhandlungen aus Urkunden, aus pflichtmäßigen Berichten der Gemeinde geſchöpft. Die Berichte zu beiden ſind zu Ende des Jahrs 1771 abgeſtattet worden, in Gegenden, die ſich begränzen, deren Umfang man weiß, und in welchen man einen ſo himmelweiten Abſtand nicht vermuthen ſolte.

Jene unſerer Leſer, die mir nach Neuigkeiten ſchnappen, werden zwar glauben, wir hätten ſchon den Weydegang hinlänglich in unſeren vorigen Schriften verfolget. Wir, die wir das Nüzliche nur das, wahrhaft Nüzliche ſuchen, ſind durch die Berichte der Gemeinden überzeugt, wie ſehr man auch noch eine Wahrheit einſchärfen müſſe, die der Grundpfeiler des ganzen Ackerbaues iſt.

Zwar

Zwar glauben viele, es könne dergleichen blos durch Befehle abgeholfen werden. Aber was helfen die Befehle von höchsten Orten, wenn die Beamten und Unterthanen nicht überzeugt sind; eine kurze Zeit werden sie beobachtet, und nächstdem geht es wieder den alten Weg. Jedes Gesetz erfordert zu seiner Erfüllung sowohl bei jenen, die über seine Ausübung wachen, als bey dem, so es befolgen soll, eine innere Ueberzeugung von ihrer Nüzlichkeit. Erst muß man den Verstand überzeugen, wenn man den Willen unbeschränkt regieren will. Ist diese Ueberzeugung erfolgt: so hat man ehender Hofnung, daß bestimmte Befehle durchgreifen werden. Wenigstens kann man diese Befehle mit richterlicher Gewalt unterstützen, wenn Bosheit und Halsstarrigkeit diese innere Ueberzeugung betäuben.

Und

Und wir hoffen, daß beide obige Abhandlungen mit einander verglichen, auch den Blödsinnigsten überzeugen müssen; wir hoffen, daß auch die übrigen Oberämter unsers geliebten Vaterlandes den erstaunenden Schaden des Weydegangs, er habe welchen Namen er wolle beherzigen, und daß jeder Einzelner auf seine Aufhebung mit Macht dringen werde. In dem Oberamte Lautern haben wirklich die Unterthanen schon den Nutzen des Kleebaus seit der Zeit besser eingesehen, und die Gesellschaft wird allein Ihren Fleiß anwenden, diese nützliche Gährung zu unterstützen, um ihren geliebten Mitbürger aus dem Elend heraus zu ziehen, unter dem er schmachtet: Und dieses wird sie um so lieber thun, da sie die höchste Zusage hat, daß unser geliebtester Karl

Theo-

Theodor, der nichts sehnlicher als das Wohl seiner Unterthanen wünschet, der nichts mit höhern Vergnügen, als solches zu beförderen sucht, unsere Bemühungen unterstützen, und solche wider Bosheit, Aufwiegelung, und Privatabsichten schützen werde.

Auch unsere übrigen Leser Deutschlandes (und wir freuen uns, daß wir viele derselben haben) werden aus disen Abhandlungen wahren Nutzen schöpfen können. Noch ist es nicht so lange, daß uns Theurung drückte, daß Africa, und Archangel, Italien und andere Gegenden uns Korn zuführen mußten, um nicht zu verhungern. Deutschlands Provinzen legten Fruchtsperren an, jedes mußte bei eigener Noth gegen das Elend der anderen die Ohren

Ohren verstopfen, und nur auf eigene Erhaltung denken. Noch empfinden wir die traurigen Folgen dieses allgemeinen Elends; und wie viel Jahre werden nicht in jenen Gegenden erfordert, die vielen tausend Menschen, die damals der Kummer aufrieb, wieder zu ersetzen. Dieß sind entsezliche und allgemeine Banquerotte, die ein ganzes Land macht, und welche die Grundfesten des Staats erschüttern.

Sind denn Kornmagazine, sind denn festgesetzte Fruchtpreise ꝛc. ꝛc. die ächten Mittel, dergleichen Elend in Zukunft von uns abzuwenden? Wir überlassen sie ihrem Werthe, glauben aber, daß die Aufhebung aller Weydegänge, und hinlänglicher Kleebau alle dergleichen Projekten weit übertreffen. Der dadurch reich-

lich vermehrte Dung, wird die Felder so fruchtbar machen, daß es nie an einer gesegneten Kornernde fehlen wird. Und solte auch Hagelschlag, oder sonst ein Unglück eine Provinz Deutschlands befallen, so wird die andere mit ihrem Ueberfluße ihnen dienen, ihnen gerne dienen, weil sie dadurch ihren eigenen Nuzzen befördern wird. Die beste Vorrathskammer ist der Speicher eines jeden Einzelen; man denke nur von Seiten der Landesregierung dahin, daß sich diese füllen, so werden die anderen hinwegfallen. Gewiß werden sie sich aber füllen, wenn man die Weydegänge aufhebt, und die Stallfütterung mit hinlänglichem und reichen Kleebau unterhält.

Mbg.

Mögten doch unsere Vorstellungen bei jenen offene Ohren finden, die für das Wohl der Unterthanen sorgen sollen, und die durch Polizeygesetze ihr Elend eben so gut vermindern, als vermehren können.

Erklärung der Kupfertafel.

I. Die unterſte Platte, Fig. I. und II.

II. Die vordere Platte.

III und IV. Die zwo Seitenplatten.

V. Die Kochplatte.

VI. Die innwendige Platte zum Aufſtellen.

VII. Deckelplatte des Kochofens welche an einer Seite auf den Schrauben h ruhet.

VIII. Kranzplatte, welche hohl iſt.

IX. Bodenplatte zum oberen Ofen ſo dieſe Höhle deckt.

X. XI. XII. Die vordern und zwo Seitenplatten zum oberen Ofen.

XIII. XIV. Zwey im oberen Ofen aufrechtſtehende Seitenplatten des Wärmofens.

XV. Deckel des Wärmofens.

XVI. Obere Deckelplatte auf den ganzen Ofen.

A. Fig.

Digitized by Google

A. Fig. II. Iſt der gegoſſene Roſt, welcher nochmals beſonders gezeichnet, 2 Schuh 4 Zoll lang, und 1 Schuh 10 Zoll breit iſt.

B. Fig. III. In der Küchen iſt der Keſſel zum wärmen des Waſſers. Solte es aber kochend ſeyn müſſen, ſo wird durch das Thürchen

C. noch etwas Feuer gemacht. Sonſt aber iſt das Ofenfeuer hinlänglich, es heiß zu erhalten.

D. Die Thür zum Wärmofen in der Küchen.

E. Die Thür zum Kochofen ebenfals in der Küchen, oben mit dem kleinen Thürlein zum Ausdünſten der Speiſen.

F. Die Thür zum Feuer- und Aſchenloch, welche zwei verſchiedene kleine Oefnungen zum Zug des Feuers haben muß.

G. Iſt ein Rohr mit 5 Knien welches ebenfals

fals noch ſtark hitzet und beſonders nützlich iſt, wenn der Ofen zwei Stuben wärmen muß. Dieß Rohr kan, wenn es die Einrichtung der Stuben erlaubt, gerad in eine Schlafſtube oben hinauf in den zweiten Stock geführt werden, und daſelbſt noch einen Trommelofen wärmen.

h. h. h. h. Sind die Löcher in den Platten, wodurch ein krummes Eiſen geht, welches mit Hülfe der Schrauben, die Platten II. III. und IV. feſt zuſammen hält.

Innhalt.

Geschichte der Gesellschaft 1

Von den Ursachen des öftern Weinmißwachses, oder mindern Vortheils aus dem Weinbau, und von einigen allgemeinen Mitteln, denselben möglichst zu vermindern, von Georg Heinrich Stork. 1

Abhandlung über die Holzsparkunst, durch oekonomische Oefen, von Johann Riem = 56

Von den wahren Mitteln der Fruchtbarkeit, von Friederich Casimir Medicus . 112

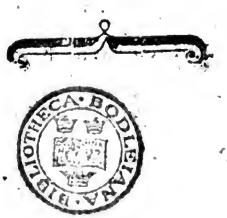
Von dem gegenwärtigen Zustand Otterbergs, von Jakob Karl Herzogenrath. . 284

Von den mancherlei Nachtheilen, der in dem Oberamt Lautern herkommlichen gemeinen Zugvieh = oder Ochsenweyden, von Johann Ludwig Born. . . . 304

Digitized by Google

Druckfehler.

Seite 31. Z. 10 ließ verwehet, anstat verwehrt
S. 37. Z. 10 — Eietristen — Eistritten
S. 41. Z. 9. — Grängen — Gränzen
S. 43. Z. 15 — kalte Nebel welche verursachen anstat: kalte Nebel verursachen ꝛc.
ebend. Z. 17. — seyen — seye.
S. 45. Z. 8. — Grängen — Gränzen.
S. 48. Z. 2. — Rießlings — Rißlings.
ebend. Z. 15. — rohen — rothen.
S. 55. Z. 2. — weiß — Weitz.
ebend. Z. 14. — worden — werde.
S. 98. Z. 14. — über Nacht — über macht.
S. 105. Z. 3. — Hähn — Hähr.



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google